MONUMENTA GERMANIAE HISTORICA

Quelleneditionen und kein Ende?

Zwei Vorträge

Quelleneditionen und kein Ende?

Zwei Vorträge

Monumenta Germaniae Historica

Sonderausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Verlages R. Oldenbourg, München.

© 1999 Monumenta Germaniae Historica, München
Herstellung: Gebr. Parcus KG, München
Printed in Germany
ISBN 3-88612-145-3

Vorwort

Wer 180 Jahre alt ist, muß damit rechnen, ab und an nach dem Sinn seines fortwährenden Daseins gefragt zu werden, und ist dann nicht gut beraten, allein auf den immergrünen Lorbeer aus zurückliegenden Zeiten zu vertrauen.

Die 1819 durch den Freiherrn vom Stein ins Leben gerufenen Monumenta Germaniae Historica mit dem Auftrag, ein kritisch abgesichertes Quellenfundament für die Erforschung des deutschen, ja des europäischen Mittelalters bereitzustellen, haben im Laufe der Generationen viel Lob für ihre Leistungen einheimsen können, sind aber gleichwohl bereit und imstande, sich immer wieder aufs neue der Frage zu stellen, ob ihr Tun noch zeitgemäß ist. Und dies in einem doppelten Sinne: ob die zum Teil seit langer Zeit festliegende Auswahl ihrer Editionsobjekte nach wie vor den Bedürfnissen der internationalen Forschung entspricht, aber auch ob die Art und Weise, in der die Ergebnisse präsentiert werden, stets auf der Höhe der Zeit bleibt.

Gelegenheit zur Reflexion in beiderlei Hinsicht bot am 22. und 23. Mai 1998 ein gemeinsam mit der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften im Historischen Kolleg in München veranstaltetes Symposium „Quelleneditionen und kein Ende?", an dem sich auch die Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte (Bonn), das Institut für Zeitgeschichte (München) und das Bundesarchiv in Koblenz beteiligten. Die Referate dieses Symposiums sind, herausgegeben von Lothar Gall und Rudolf Schieffer, 1999 als Beiheft 28 der Historischen Zeitschrift im Verlag R. Oldenbourg in München erschienen.

Daraus werden in dieser Broschüre zwei Beiträge in leicht veränderter Form wiedergegeben, die näher auf Arbeit und Ziele der Monumenta Germaniae Historica (MGH) und die mediävistische Quellenforschung überhaupt eingehen. Sie betreffen Profil und Aufgaben des Instituts in besonderer Weise und sollen Auskunft darüber geben, wo wir heute stehen und welche Gedanken wir uns über den Weg in die Zukunft machen. Anregungen und Kritik aus der Fachwelt wie auch der interessierten Öffentlichkeit können uns dabei nützlich sein.

Rudolf Schieffer

Inhalt

ARNOLD ESCH
Der Umgang des Historikers mit seinen Quellen
Über die bleibende Notwendigkeit von Editionen 7

RUDOLF SCHIEFFER
Die Erschließung des Mittelalters am Beispiel
der Monumenta Germaniae Historica 31

Der Umgang des Historikers mit seinen Quellen
Über die bleibende Notwendigkeit von Editionen

Von
ARNOLD ESCH

In der gegenwärtigen forschungspolitischen Situation wird es immer schwieriger, die bleibende Notwendigkeit von kostspieligen Quelleneditionen verständlich zu machen. Wir Historiker sind von dieser Unerläßlichkeit überzeugt. Aber es hat wenig Sinn, einfach auf dieser Überzeugung zu bestehen. Da Geldgeber und Gutachter in der Regel doch kluge Leute sind, müssen wir schon Argumente beibringen. Und das will ich versuchen – aber vom Umgang des Historikers mit den Quellen auch einfach erzählen, damit deutlich werde, daß Quellenerschließung unsere Grundlagenwissenschaft bleibt. Ich werde mir erlauben, von meinen persönlichen Erfahrungen auszugehen und die des römischen Instituts einzubeziehen: sonst lesen Sie lieber gleich Droysens „Historik", denn besser als er kann man zu diesem Thema auch heute nicht sprechen.

Bleiben wir zunächst im Bilde und nehmen die Metapher der „Quelle" beim Wort. Anders gesagt: was kann der Historiker denn alles mit „Quellen" machen?

Der Historiker kann Quellen suchen, Quellen finden, Quellen erschließen; kann sie prüfen, sie einfassen, aus ihnen schöpfen, sie schätzen oder sie verschmähen – das Wortfeld ist weit und schön, die ganze herrliche Wassermetaphorik der Bibel steht da zur Verfügung (und die angestrengtere des Pietismus). Ja mit der Kühnheit des Dichters mag es manchem Historiker, wenn er aus seinen Quellen Geschichte *gestaltet*, sogar gelingen, daß Wasser sich balle im Sinne des hinreißenden Gedichtes aus dem Diwan: „. . . Schöpft des Dichters reine Hand, / Wasser wird sich ballen"! Aber selbst wenn wir uns vom Dichter fernhalten und, um nicht zu hoch zu greifen, uns lieber dem Techniker vergleichen, werden wir feststellen, daß der Wasserbautechniker Frontinus, oberster Inspektor der Aquädukte Roms zur Zeit Trajans, daß selbst dieser dürre Fachschriftsteller mit seinen Kolonnen von Rohr-Kaliberzahlen geradezu poetisch wird dort, wo er von den Quellen seiner Aquädukte spricht.

Was immer wir also aus diesem Wortfeld an Verben herbeischaffen: es läßt den Historiker so quellennah sein, wie er zu sein hat. „Quellennähe" ist, wenn in einer Rezension festgestellt, etwas Gutes; „Quellenferne" darf sich der Historiker nicht nachsagen lassen. Wie also kommt er im metaphernlosen Berufsalltag seinen Quellen nahe? Wie hat er Umgang mit ihnen?

Wer vom „Umgang des Historikers mit seinen Quellen" spricht, hat meist einen Menschen vor Augen, der in einem Band – der Monumenta oder der Historischen Kommission, jedenfalls: in bedrucktem Papier – blättert und darin, zwischen Text und Anmerkungen und kritischem Apparat schweifend, vergangenen Zeiten begegnet. Ich möchte diesem geläufigen Bilde ein anderes vorschalten, das aus der Perspektive eines Italien-Instituts und seiner Aufgaben näher liegt und ohnehin nicht übergangen werden darf: das Bild des Historikers im Archiv, der seinen Quellen dort gewiß am nächsten ist, und der aus originalen ungedruckten Quellen edierte gedruckte Quellen überhaupt erst macht. Eine Monumenta-Edition ist sozusagen schon eine gefaßte Quelle, in ihre Fassung gebracht mit all den Freuden und Leiden des Editionsvorgangs: die Freuden den Liebhabern, die Leiden den Verächtern vor Augen gestellt.

Es wäre nicht schwer, die euphorischen Gefühle auf italienischen Archiv- und Bibliotheks-Reisen in persönliche Worte zu fassen (selbst Paul Kehrs nüchternste Archivreiseberichte für die Göttinger Akademie können solche Empfindungen nicht ganz unterdrücken)[1]. Ich will stattdessen lieber anderen das Wort geben: den Mitarbeitern der Monumenta, die seit den 1820er Jahren als erste systematisch Archiv für Archiv und Bibliothek um Bibliothek auf Handschriften und Kaiserurkunden durchforschten und den Grund für die schon damals bewunderten Monumenta-Ausgaben legten. Dabei gehe es nicht um die wissenschaftliche Leistung dieser frühen Ausgaben (die ist jüngst von Hartmut Hoffmann mit großer Kompetenz beurteilt worden)[2], sondern allein darum, die erste, ganz unmittelbare Begegnung des Historikers mit seinen Quellen anschaulich zu machen.

---

1) Arnold ESCH, „Archivreisen". L'incontro personale di storici tedeschi con l'Italia, in: „Hospes eras, civem te feci". Italiani e non Italiani a Roma nell'ambito delle ricerche umanistiche, a cura di Paolo VIAN (Roma 1996) S. 37–43.

2) Hartmut HOFFMANN, Die Edition in den Anfängen der Monumenta Germaniae Historica, in: Mittelalterliche Texte. Überlieferung – Befunde – Deutungen. Hg. von Rudolf SCHIEFFER (MGH Schriften 42, 1996) S. 189–232.

Auf die Italien-Briefe im Archiv der Monumenta hat noch jüngst Horst Fuhrmann in seinem anregenden Buch über „Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert" aufmerksam gemacht[3]. Diese Briefe enthalten viel Atmosphärisches über die Italien-Begegnung deutscher Gelehrter. Statt abstrakter Erläuterungen zum Thema, oder statt persönlicher Erlebnisse, seien hier einige Proben aus Briefen gegeben, die Ludwig Bethmann 1852/53 von seiner Italienreise an die Centraldirektion, an Georg Heinrich Pertz schrieb.

So von seiner Archivreise durch Umbrien und die Marken 1853: „In Todi verschaffte mir eine Empfehlung Henzens die beste Aufnahme; ein Sgr. Franceschini nämlich wurde mein Cicerone im großen Stil und brachte mich zu Allem, kannte Alle, und so kam ich sogar in ein Nonnenkloster, S. Francesco, wo die Nonnen mir alle ihre Urkunden Stück für Stück durchs Gitter reichten, nebst Limonade und Zuckerwerk ... Das Stadtarchiv ist in einem Versteck an der Sakristei durch einen Beichtstuhl absichtlich versteckt, der immer erst weggeräumt werden muß, ehe die Thür zum Vorschein kommt. Es machte gewaltige Mühe, ehe der Gonfaloniere vom Land kam, dann die Schlüssel zusammengefunden wurden, da außer ihm noch ein anderer den zweiten Schlüssel hat, und dieser war gestorben. Es ist eine furchtbare Unordnung, aber sehr reich ... Der Gewinn waren 9 Kaiserurkunden, die ich alle copirt habe, sämtlich ungedruckt; wir durften sie aus dem Archiv ins Stadthaus bringen, und ich konnte dort den ganzen Sonntag daran arbeiten"[4].

Oder über einen Besuch in Fermo: „Der Gonfaloniere gestattete, auf Vorzeigung meiner zwei Empfehlungen von Kard. Altieri und Lambruschini, die Eröffnung des Archivs, wozu die Gegenwart des Secretärs und einiger Anziani nöthig war. Wir verfügten uns vom Stadthause in das Dominicanerkloster, wo wir in den Keller hinabstiegen. Aus diesem ging es in eine Reihe Gewölbe, in denen Schutt aufgehäuft war; endlich in ein großes Gewölbe ohne Fenster, wo eine eiserne Thür war. Diese führte ins Archiv, ein Gewölbe unter der Krypta, die unter dem Hochaltar ist. Eine Öffnung, 1 Fuß hoch und 1/2 breit, ganz in der Höhe, gibt als einzige Licht und Luft; nach einigem Verweilen fühlen sich die Kleider feucht an. Die Schränke zer-

3) Horst FUHRMANN (unter Mitarbeit von Markus WESCHE), „Sind eben alles Menschen gewesen". Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica und ihrer Mitarbeiter (München 1996).

4) Archiv der Monumenta Germaniae Historica 338/220 (15. Aug. 1853).

brachen stellenweise beim Öffnen. Bis hierhin hat diese Reise im Ganzen 93 Urkunden ergeben, von denen 64 bei Böhmer fehlen . . .; wie viele im erzbischöflichen und Kapitelarchiv sind, weiß ich noch nicht. Ich habe auf dem Stadthause, wohin die von mir ausgesuchten Urkunden transportiert sind, einen eigenen Schreibtisch bekommen, dessen Schlüssel ich mit mir führe, u. kann viel arbeiten" [5].

Soweit einige Episoden aus italienischen Archivreisen von Mitarbeitern der Monumenta[6]. Sie lesen sich bisweilen wie kleine literarische Reisestücke. Auch die hübsche Reiseminiatur „Streifzug durch die Sabina und Umbrien" in Ferdinand Gregorovius' „Wanderjahren" ist übrigens nichts anderes als der Bericht von einer Archivreise, die Gregorovius, nur wenige Jahre nach Bethmann, für seine „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" in kleine Archive Mittelitaliens machte, und über die er auch dem jungen italienischen Unterrichtsministerium (das von ihm über die Archivverhältnisse des werdenden Nationalstaats informiert zu werden wünschte) Bericht erstattete – nur eben in anderer, weniger literarischer Form als in den „Wanderjahren".

Aber nicht, weil vergnüglich zu lesen, sei aus diesen Archivreiseberichten zitiert, sondern zur Erinnerung, daß zum Thema „Umgang mit Quellen", das sich leicht auf deren Edition und Auswertung beschränken ließe, auch ihre voraufgehende Auffindung und Erschließung gehört. Eine Arbeit, die auch in Zukunft weiterzugehen hat, wie man bei Kenntnis des Reichtums italienischer Archive festhalten muß. Eine internationale Bestandsaufnahme der europäischen Archivbestände vor 1800 hat ergeben, daß die bestüberlieferten, die italienischen, noch rund siebenmal größer sind als die zweitbesten, die französischen[7]. Diese Masse sei Ihnen vor Augen gestellt, aber es sei nicht mit ihr argumentiert. Doch sage man auch nicht: das Wichtigste wird

5) Archiv der Monumenta Germaniae Historica 338/220 (3. Okt. 1853).

6) Demnächst Arnold ESCH, Auf Archivreise. Die deutschen Mediävisten und Italien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aus Italien-Briefen von Mitarbeitern der Monumenta Germaniae Historica vor der Gründung des Historischen Instituts in Rom, in: Deutsches Ottocento. Die deutsche Wahrnehmung Italiens im Risorgimento. Hg. von Arnold ESCH und Jens PETERSEN (im Druck); zum Folgenden Arnold ESCH, Gregorovius als Geschichtsschreiber der Stadt Rom: Sein Spätmittelalter in heutiger Sicht, in: Ferdinand Gregorovius und Italien. Eine kritische Würdigung. Hg. von Arnold ESCH und Jens PETERSEN (Tübingen 1993), bes. S. 159 ff.

7) Marino BERENGO, La scrittura anonima d'archivio, in: L'attribuzione, teoria e pratica. Storia dell'arte, musicologia, letteratura. Atti del seminario di Ascona, a cura di Ottavio BESOMI (Basel – Berlin 1994) S. 361.

da doch wohl schon ediert und ausgewertet sein. Das haben schon manche geglaubt, und aus ihrem eigenen Blickwinkel vielleicht nicht einmal ganz Unrecht gehabt. Unbekannte Papsturkunden dürften nach Paul Kehr tatsächlich kaum noch zu finden sein. Notarsimbreviaturen hingegen interessierten ihn nicht. Heute denkt man darüber anders, bisweilen geradezu ins andere Extrem verfallend, wenn man weniger danach fragt, was Papst X dem Abt Y zugestanden habe, sondern was über die soziale Zusammensetzung eines römischen Stadtviertels zu wissen sei. Ja die Dominanz von Herrscherurkunden und erzählenden Quellen war einst so groß, daß man sogar eine solch einmalige Quelle wie die Bevölkerungszählung Roms von 1526/27, statt ihr Eigenwert zuzuerkennen, dazu verwendete, die Angaben in erzählenden Quellen auf ihre Glaubwürdigkeit zu überprüfen (in dem Sinne: „der Autor hat Recht, denn auch in der Zählung wird der Mann noch als lebend aufgeführt").

Ein anderes Beispiel. Einer der interessantesten Fonds im Staatsarchiv Bern trägt den seltsamen Titel „Unnütze Papiere" – eine Sammlung von Originalbriefen, Verhörprotokollen, Abrechnungen, Befragungen der untertanen Ämter über ihre Meinung zu innen- und außenpolitischen Problemen und ähnlichem, die uns als Quellen heute hochwillkommen sind. Berner Ordnungssinn hatte sie als nunmehr „unnütz" ausgeschieden, bernische Bedächtigkeit zögerte indes die Beseitigung so lange hinaus, bis neue Historikergenerationen wieder Interesse an diesen Archivalien fanden und sie für archivwürdig erklärten[8].

Mit anderen Worten: Neue Fragestellungen, auf die sich jede Wissenschaft mit Recht viel zugute hält, führen in der Geschichtswissenschaft, die auf einen fixierten, nicht mehr erweiterbaren Textbestand glücklicherweise nicht angewiesen ist, auch auf neue Archivfonds. Man unterschätze und beenge nicht den wechselnden Appetit neuer Forschergenerationen. Und da der Historiker, mehr als andere, auch noch ein Allesfresser ist (mehr Allesfresser als Wiederkäuer, wenn Sie mir dieses ungeschickte Kompliment an unser

---

8) Zur Überlieferungsgeschichte dieses bemerkenswerten Fonds Heinrich TÜRLER, Inventar des Staatsarchivs des Kantons Bern, in: Inventare Schweizerischer Archive 1 (Bern 1895) S. 46. Daß auch im hohen Mittelalter schon Archivalien ausdrücklich zur Vernichtung freigegeben wurden, zeigt die Rückennotiz *littera inutilis* auf dem ältesten erhaltenen mittelalterlichen Pergamentbrief (Bischof von London, 704/705), der gleichwohl überlebte: Hartmut HOFFMANN, Zur mittelalterlichen Brieftechnik, in: Spiegel der Geschichte. Festgabe für M. Braubach (Münster 1964) S. 149.

Fach erlauben), dem auch das unscheinbarste Rechnungsfragment noch etwas sagen kann, wird es noch viel zu erschließen geben: nicht weil der Historiker zwanghaft weiteredieren und die Gesellschaft ihm darin Entzugserscheinungen ersparen müßte, sondern weil neue Historiker neue Erkenntnisse an neuem Material wollen.

Auswahl ist das so oder so. Was wir jene Monumenta-Mitarbeiter wie Bethmann aus der Fülle italienischer Handschriften und Archivalien auswählen sahen, folgte klaren Richtlinien und Vorstellungen – Kaiserurkunden und Handschriften bestimmter zu edierender Texte –, auch wenn Bethmann sehr wohl erkannte, was er da, zumal in Stadtarchiven, zur Linken und zur Rechten an Schätzen liegen ließ. Wie dem auch sei, dies ist die Auswahl, die wir Historiker selber treffen: aus dem Bestand vorhandener, überlieferter Quellen wählt der Historiker die Quellen aus, mit denen er Umgang haben will.

Es gibt aber noch eine andere Quellen-Auswahl, die nicht der Historiker trifft, sondern die Geschichte selbst. Das sind die Überlieferungsverluste, wie sie im Laufe der Jahrhunderte entstehen, und die wir nicht rückgängig machen können – ja deren Tücke gerade darin besteht, daß wir oft gar nicht erkennen, daß unter den Quellen eine Vorauswahl getroffen wurde, die die freie Wahl unseres Umgangs erheblich einschränkt[9]. Beunruhigend ist daran nicht so sehr das banale Faktum des Überlieferungsverlustes als solches. Das ist dem Historiker jederzeit bewußt. Was ihm hingegen – weil oft kaum wahrnehmbar – nicht ebenso bewußt wird, ist die Ungleichmäßigkeit der Überlieferungsverluste, die zur Folge hat, daß nicht einfach die Menge unseres Wissens reduziert, sondern die Proportionen unserer Erkenntnis verzerrt werden. Wir gehen leicht von der Vorstellung aus, es sei doch wohl „von allem ein bißchen" überliefert – als könnten nicht ganze geschlossene Teile, ganze Kontinente von Überlieferung weggebrochen sein; von der Vorstellung, es sei nur einfach ein „blasseres", aber im wesentlichen doch repräsentatives Bild vergangener Wirklichkeit geblieben – als könnte dieses Bild nicht, weit schlimmer, auch disproportioniert sein; von der Vorstellung, es fehlten eben einige Mosaiksteine (eine gern gebrauchte Metapher für das Tun des Historikers, die man lieber vermeide, weil sie zu sehr vom Faktischen, zu wenig vom Optischen ausgeht) – als wäre uns immer der

9) Arnold ESCH, Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers, in: Historische Zeitschrift 240 (1985) S. 529–570.

Bezugsrahmen bekannt, in den wir unsere Überlieferungsfragmente einpassen müssen, während doch viel Gefährlicheres im Spiel ist: daß sich bloß Übriggebliebenes für unsere Augen zu einem neuen Ganzen zusammenzieht, weil wir das, was wir haben, unbewußt stärker gewichten als das, was wir nicht haben. Kurz: es ist das Problem, ob historische Überlieferung frühere Wirklichkeit maßstäblich abbildet oder aber verzerrt.

Man erkennt die Willkür von Überlieferungsverlusten selten in ganzer Schärfe (100 Barbiere überliefert und nur 1 Bäcker, da sagen wir uns gleich, daß das wohl nicht sein kann) – und wir können nur mutmaßen, daß solche Verluste teils durch den Zufall (Krieg, Brand, Überschwemmung), teils durch unterschiedliche Überlieferungs-Chance bedingt sind. Hinzu kommt, daß vieles von vornherein nie in eine Quelle hineingefunden hat: Alltag, der den Zeitgenossen nicht berichtenswert schien; Personengruppen, die aus sozialen Gründen unterhalb der Wahrnehmungsschwelle der Geschichtsschreiber blieben; Einzelschicksale, die außerhalb des kollektiven Rahmens nicht darstellungswürdig waren. Alles zusammengenommen – die einigermaßen berechenbaren „nie geschriebenen" Quellen, die schwer berechenbaren Verluste aus unterschiedlicher Überlieferungs-Chance, die gar nicht berechenbaren Verluste durch Überlieferungs-Zufall: all dies zusammengenommen und reflektiert führt zu der Einsicht, daß eine größere Überlieferungs-Chance habe, was etwas kostet, was nicht alltäglich, was strittig, was fatal ist. Und so erfahren wir – bevor sich die Menschheit in neuester Zeit absolut flächendeckend dokumentierte – in der Geschichte vom Ungewöhnlichen mehr als vom Alltäglichen, vom Kostspieligen mehr als vom Billigen, vom Unglück mehr als vom Glück.

Das brauchte uns nur elegisch zu stimmen. Aber es geht um mehr. In den gewaltigen, scheinbar so vollständigen Urkunden-Massen hochmittelalterlicher italienischer Kommunen erkennen wir bisweilen ganz konkret, was uns fehlt. Mag man sich bei einer Stadt nördlich der Alpen über 4 Urkunden des 12. Jahrhunderts freuen, so hat Lucca im gleichen Jahrhundert 4 000 überlieferte Urkunden. Eine unvorstellbare Zahl, historische Wirklichkeit konserviert bis an den äußersten Rand, so scheint es. Aber nein: es genügt, die durchschnittliche Produktion eines Notars zusammen mit der mutmaßlichen Zahl der gleichzeitig in der Stadt tätigen Notare hochzurechnen, um zu erkennen, daß Lucca nicht 4 000 Urkunden im Jahr h u n d e r t, sondern 20 000 Urkunden im J a h r, also das 500fache, produziert haben muß! Was aber mag da verloren gegangen sein? Doch vermutlich von jedem ein

bißchen. Abermals nein. Ein näherer Blick führt auf eine beunruhigende Erkenntnis, die sich nur in solchen Urkundenmassen machen läßt: daß nämlich die Auswahl eine völlig einseitige ist. Erhalten sind nur die Urkunden über Kauf und Pacht von Grundstücken, weil sie als Beleg für überkommene Besitzrechte auch künftig wichtig blieben; praktisch alles andere ist verloren, vor allem die Urkunden zu Handel und Gewerbe, weil sie mit Erledigung des Geschäfts selber erledigt waren und darum nicht mehr aufgehoben wurden. Und so entsteht der seltsame Eindruck, als hätten sich die Einwohner dieser reichen, lebendigen Stadt nur gegenseitig Grundstücke verkauft![10]

Mit anderen Worten: nicht nur der Überlieferungs-Zufall, dem man in Form von Krieg, Überschwemmung und Brand gern den größten Teil der Überlieferungs-Verluste zuschreibt, nein, vor allem die unterschiedliche Überlieferungs-Chance (Grundbesitz und Kirche haben eine größere, Handel und Gewerbe eine geringere Chance) ist es, die sich über die Urkunden hermacht und, ohne uns darauf aufmerksam zu machen, eine Umproportionierung vornimmt, die mit den Proportionen der früheren Wirklichkeit nicht mehr viel zu tun hat: sie ist es, die das Mittelalter noch statischer, noch agrarischer, noch kirchlicher, noch „mittelalterlicher" macht, als es ohnehin schon ist.

Der Historiker steht dem nicht ganz hilflos gegenüber, aber er sollte, um den Stellenwert seiner Quellen zu ermessen, sich bewußt bemühen, hinter denen, die zu ihm sprechen, wenigstens die Schatten derer zu erkennen, die auf immer schweigen, oder nie zu Wort gekommen sind. Und auch für die Frage nach der Auswahl des zu Edierenden scheint mir die Reflexion darüber, was Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall angerichtet und umverteilt haben könnten, einigermaßen hilfreich. Dabei wird der Zufall, blind wie er nun einmal ist, unsere Fragestellungen weniger präjudizieren als die ungleiche Überlieferungs-Chance. Aber das macht ihn nicht sympathischer. Wer sich nicht vorstellen kann, was Überlieferungs-Zufall ist, der nehme einfach einige Zeitungsartikel, die er sich vielleicht einmal ausgeschnitten hat, lese aber statt der (bewußt ausgewählten, bewußt „überlieferten") Vorderseite die (ungewollt mitüberlieferte) Rückseite des Zeitungsausschnitts und versuche nun, daraus seine Gegenwart darzustellen!

---

10) Im einzelnen ESCH, Überlieferungs-Chance (wie Anm. 9) S. 532 ff.

Nach solchen Vorüberlegungen, die der Eigenart der Quellen-Überlieferung galten, nun die Frage nach dem Quellen-Bestand in seiner Masse und seiner Zusammensetzung.

Das Problem kontinuierlicher Quelleneditionen und ihrer Finanzierung hat zunächst einmal einen quantitativen Aspekt. Der Quellen gibt es viele, und sie werden immer mehr. Nicht nur daß hinten immerzu Geschichte neu nachwächst und damit auch neues Quellenmaterial in geradezu explosionsartiger Vermehrung. Nein, dies ist nicht einmal die einzige Ausdehnungsrichtung: die Quellenvermehrung führt nicht nur, mit jedem Heute, in die Länge, sie führt auch in die Breite und in die Tiefe, und das gilt selbst noch für längst vergangene Zeiten. Darin geht es dem Historiker anders als dem klassischen Philologen, der seinen (ihm von Spätantike und Frühmittelalter ausgelesenen) Kanon von 40 leidlich vollständig überlieferten Autoren, weiteren 100 unvollständig und 640 oft nur dem Namen nach bekannten Autoren hat[11] und damit basta – die wenigen Zeilen, die man immer wieder einmal aus dem Papyrusmüll Ägyptens oder den Papyrusbandagen mumifizierter heiliger Krokodile herauszieht, wollen wir hier beiseite lassen und nur beiläufig bedenken, daß die Frage „Kann ich mit diesem Papyrus ein Krokodil einwickeln?" und die Frage „Ist dieser Papyrus überlieferungswürdig?" zwar in beiden Fällen zu Überlieferung führt, aber zu ganz unterschiedlicher. Und sollte das nicht Folgen für unser Bild haben?

Dem Historiker hingegen kann selbst noch für frühere Epochen reicher Rohstoff zuwachsen. Beispielsweise dadurch, daß (um einen schon genannten Fall zu variieren) aus „Unnützen Papieren" nun „Nützliche Papiere" werden, weil neue Historikergenerationen neue Fragen an bisher vernachlässigte Quellengattungen stellen. Der Reichtum italienischer Archive ist darin unerschöpflich, solche Binnenkolonisation der Quellenlandschaft kann da noch einige Generationen weitergehen. Aber auch ganz unverhoffter Zugewinn kommt vor. Das seit dem 17. Jahrhundert völlig verschwundene und lange gesuchte Stadtarchiv von Messina tauchte zu aller Erstaunen gegen 1975 in Spanien auf: nach der Eroberung der rebellierenden Stadt 1678 hatte der spanische Vizekönig zum sichtbaren Zeichen des Verlustes aller Privilegien

11) Joseph DE GHELLINCK, Littérature latine au moyen âge 1 (Paris 1939) S. 142 ff. (Zahlen); Bernhard BISCHOFF, Paläographie und frühmittelalterliche Klassikerüberlieferung, in: DERS., Mittelalterliche Studien 3 (Stuttgart 1981) S. 55 ff.

kurzerhand das Stadtarchiv komplett als Siegesbeute mit nach Hause genommen![12]

Oder da öffnen sich ganze bisher verschlossene Archive. Bei Öffnung des Archivio Segreto Vaticano 1880/81 gründeten mehrere Nationen sogar eigene Institute in Rom. Das erwarten wir heute gewiß nicht mehr. Aber was tun, wenn nun plötzlich, wie vor 5 Monaten geschehen, von der Vatikanischen Glaubenskongregation die Archive von Inquisition und Index-Kongregation geöffnet werden[13] (ein Ereignis, das, gewiß übertreibend, mit der Öffnung des Vatikanischen Archivs verglichen und von den Medien in einer Weise beachtet worden ist, wie wir uns das für andere Probleme unseres Faches wünschten). Da werden im Bereich der Neuzeit Akten zugänglich, die bis vor kurzem nicht einmal den spezialisierten Inquisitions- und Index-Forschern zugänglich waren (was sie nicht hinderte, gleichwohl Bücher darüber zu schreiben). Da erkennen wir hinter der bisher so monolithischen, vom Dogma spiegelglatt geschliffenen Außenseite nun plötzlich interne Diskussion. In den Akten der Indizierung von Rankes „Geschichte der Päpste" sah ich ein internes Gutachten, in dem ein Consultore der Index-Kongregation mit Erfolg von der beantragten Indizierung nun auch der französischen Übersetzung Rankes abriet mit dem Argument: „Se una sì fatta istoria venisse scritta da un cattolico, essa sarebbe stata sempre tenuta in sospetto di essere parziale, sarebbe stata letta con diffidenza: al contrario l'opera del prof. Ranke sarà letta con minor prevenzione, e gli spiriti si lasceranno più facilmente convincere dalla verità della sua narrazione. Nell' attuale disposizione degli spiriti in Francia ... l'Istoria de' Papi del s. Ranke servirà meglio alla causa della religione che il libro del Papa scritto da de Maistre ...; che un Guicciardini, Varchi, Muratori fossero stati ugualmente imparziali!" [14] Von solch interner Diskussion wußten wir bisher

12) Messina – il ritorno della memoria (Catalogo della mostra Messina 1994) (Palermo 1994), bes. S. 119 ff.: darunter 1202 lateinische und 213 griechische Urkunden. Der Bestand war dann durch Heirat aus dem Besitz des Vizekönigs Francisco de Benavides an die Herzöge von Medinaceli gekommen, in deren Archiv er gefunden wurde.

13) Accademia Nazionale dei Lincei / Congregazione per la Dottrina della Fede, L'apertura degli archivi del Sant'Uffizio Romano (Atti dei Convegni Lincei 142, 1998), darin S. 85–91 mein Beitrag: Conclusioni per la storiografia.

14) Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede, Archivio dell'Indice 1838–41, fol. 132 (23. 8. 1838): der Consultore Antonio De Luca machte sich damit wörtlich die Argumentation von Alexandre de Saint-Chéron im Vorwort zur franzö-

nicht. Oder nun erscheinen im Inquisitions-Archiv die Korrespondenzen, die die Nuntien mit der Inquisition führten, während unsere Nuntiatur-Edition, seit 110 Jahren, nur die Korrespondenz mit dem Staatssekretariat berücksichtigen konnte!

Das römische Institut, das ja ausdrücklich für die Erschließung von Quellen gegründet wurde, würde den ihm gegebenen Auftrag nicht erfüllen, wenn es über solche Chancen hinwegsehen würde: in der Neuzeit die Öffnung von Inquisition und Index, im Mittelalter die lange Zeit undenkbare (weil scheinbar durch das Beichtgeheimnis verwehrte) Zugänglichkeit der Pönitentiarie-Akten, inzwischen eine neue Publikationsreihe des Instituts[15]. Hinwegsehen würde mit der jedermann einsichtigen Begründung, für zusätzliche Aufgaben stünden keine zusätzlichen Mittel zur Verfügung, nach gegenwärtiger Haushaltslage eher weniger. Ziehe ich die Decke zu den Nuntiaturen hoch, liegt am Fußende das Repertorium Poenitentiariae bloß, und die Inquisition würde vielleicht überhaupt nicht gedeckt sein (ohne Drittmittel – um im Bild zu bleiben – könnte ich überhaupt nicht mehr schlafen!). Ohne Entscheidungen, ohne Prioritätensetzung geht es da nicht, das sei den Kritikern ohne weiteres zugegeben – aber solche Entscheidungen dürfen nicht schematisch entlang einer vorgeblichen Grenzlinie „Ediert nicht Altes, sondern erforscht Neues" erfolgen, deren Sinn schwer einzusehen ist. Im übrigen bedarf es keines Gründungsauftrags, um die Bedeutung solcher Archivöffnungen zu erkennen und eine neu sich auftuende fette grüne Wiese von abgegrasten historischen Weidegründen zu unterscheiden.

---

sischen Ranke-Ausgabe (4 Bde., Paris 1838) zu eigen. Das Verfahren ebd. fol. 3–11v und 123–137. Vgl. Horst FUHRMANN, Papstgeschichtsschreibung, in: Geschichte und Geschichtswissenschaft in der Kultur Italiens und Deutschlands. Hg. von Arnold ESCH und Jens PETERSEN (Tübingen 1989) S. 151 f. und 173 ff. zur Indizierung der deutschen Fassung 1841 (während die französische Übersetzung 1838 verschont blieb!). Die Argumentation ausführlich am Beispiel von Gregorovius in: Ferdinand Gregorovius und Italien (wie Anm. 6) S. 240–252.

15) Repertorium Poenitentiariae Germanicum 4: Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Pius' II. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches 1458–1464. Text bearb. von Ludwig SCHMUGGE mit Patrick HERSPERGER und Béatrice WIGGENHAUSER (Tübingen 1996) und Bd. 1: Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Eugens IV. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches 1431–1447. Text bearb. von Ludwig SCHMUGGE mit Paolo OSTINELLI und Hans BRAUN (Tübingen 1998).

Der quantitative Aspekt des Problems hat aber natürlich vor allem mit der kontinuierlichen Vermehrung der Quellen und deren zunehmender Ausdifferenzierung in immer neue Quellengattungen zu tun, ein Vorgang, der sich im Laufe des letzten Jahrtausends in mehreren Schüben vollzog und naturgemäß Folgen für den Umgang des Historikers mit diesen Quellen hat. Wir hörten von bis zu 4 000 erhaltenen Urkunden für einzelne italienische Städte des 12. Jahrhunderts. Niemandem werden wir einreden, das solle im Volltext veröffentlicht werden. Diese im 12. Jahrhundert einsetzende Explosion von Schriftlichkeit, die sogar das den Eltern gegebene Versprechen, ein Jahr lang aufs Würfelspiel zu verzichten, nun schriftlich vor dem Notar niederlegen ließ, ist an sich schon ein bemerkenswerter Vorgang und insofern selbst ein würdiger Forschungsgegenstand[16]. Lassen wir durch eine solche 4 000 Urkunden-Stadt aber nun den deutschen König oder Kaiser ziehen, der es in diesem gleichen Jahrhundert bei seinen Italienzügen auf vergleichsweise wenige Urkunden bringt. Es ist zwar der Kaiser, und er macht Kaiserurkunden, mit denen man gewöhnliche Notariatsinstrumente gewiß nicht gleichsetzen sollte. Aber oft sind solche Urkunden dem Kaiser von der Kommune weitgehend in die Feder diktiert worden, und so würde der zugehörige Stadtratsbeschluß – zwar weniger Dignität, aber – mehr Wirklichkeit enthalten (die im 13. Jahrhundert einsetzenden *Riformanze* bezeugen das, und die Florentiner *Consulte e Pratiche* werden, durch Protokollierung der einzelnen Wortmeldungen, schon um 1400 sogar die Dynamik der politischen Entscheidungsbildung durchscheinen lassen[17]). Schon Bethmann erkannte diesen Sachverhalt, wenn er über seine reiche Ausbeute an Kaiserurkunden aus den Stadtarchiven Mittelitaliens 1853 an Pertz schrieb: „Wenn das so fort geht, so wird die Zahl der bisher ungedruckten sehr groß; und was das Wichtigste, die meisten davon sind Stadturkunden, von denen eine einzige meist merkwürdiger ist als 10 Privilegien für Kirchen und Klöster."[18] Und selbst von solchen Kaiserurkunden haben sich seither noch weitere auffinden lassen[19].

---

16) Im Rahmen des DFG-Sonderforschungsbereichs 231 in Münster behandelt in den Forschungen von Hagen Keller und seinen Schülern.

17) Le Consulte e Pratiche della Repubblica Fiorentina (1404), a cura di Renzo NINCI (Fonti per la Storia d'Italia 115, 1991).

18) Archiv der Monumenta Germaniae Historica 338/220 (1. Sept. 1853).

19) Die unter Leitung von Walter Koch kräftig voranschreitende Edition der Kaiserurkunden Friedrichs II. wird gegenüber der Ausgabe von J.-L.-A. Huillard-Bréholles (1852–1861) rund ein Drittel Diplome mehr bringen (2 629 Stücke ohne

Quantität, verfügbare Quellenmasse kann, ich wiederhole es, nicht selbst schon ein Argument für oder gegen Veröffentlichung sein – was dann aber eigentlich auch in der Gegenrichtung gelten müßte: Es kann nicht angehen, daß die (sagen wir) 3 Urkunden, die eine Stadt aus dem hohen Mittelalter besitzt, nur deshalb ediert werden, weil es bloß 3 sind – es sind ja schließlich nicht die Sibyllinischen Bücher, bei denen die drei übriggebliebenen am Ende zum gleichen Wert veranschlagt wurden wie die komplette Überlieferung vorher.

Die mit dem 12. Jahrhundert einsetzende Flut von Schriftlichkeit wird mit Beginn der frühen Neuzeit zur Springflut – zunächst noch mit regional unterschiedlicher Heftigkeit, wie sich wiederum im Kontrast gleichzeitiger Überlieferungsmengen deutlich zeigen läßt. Etwa am Beispiel der Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Habsburg/Spanien um die Suprematie, ausgetragen im Kampf um Oberitalien, in den zeitweilig auch die Eidgenossenschaft stark engagiert war. Während das große Bern für seine Entscheidungen auf die spärlichen Briefe seiner Hauptleute vom Kriegsschauplatz angewiesen war (deren Papier noch heute die Schmutz- und Schweißspuren ihres mühsamen Weges über die Alpen erkennen läßt) und erwartungsvoll auf die Talausgänge starrte, ob sich da nach Tagen endlich einmal wieder ein Bote zeige, war das im verbündeten Venedig ganz anders: den Rat erreichten Informationen vom Kriegsschauplatz gleich mehrmals täglich![20] Wir wissen das aus den *Diarî* des Venezianers Marin Sanudo, der sozusagen diese dauernd aus dem Fernschreiber tickenden Nachrichten einfach abriß, mit Tag und Stunde versah und dann hintereinanderklebte! Das sei zwar nicht schon Geschichtsschreibung, gab Sanudo zu, „la historia" könne man kürzer schreiben – „ma in la diaria bisogna scrivere il tuto", im offiziellen „diario" müsse sozusagen der Rohstoff der Geschichtsschreibung doch vollständig geboten werden[21]. Und da haben wir wahrhaftig „Roh-

---

Manifeste, Briefe und die Einträge des Registerfragments von 1239/40): Walter KOCH, Das Projekt der Edition der Urkunden Kaiser Friedrichs II., in: Friedrich II. Hg. von Arnold ESCH und Norbert KAMP (Tübingen 1996) S. 87–108.

20) Zur Überlieferungslage vergleichend Arnold ESCH, Mit Schweizer Söldnern auf dem Marsch nach Italien. Das Erlebnis der Mailänderkriege 1510–1515 nach bernischen Akten, in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 70 (1990), bes. S. 399 ff.

21) So Sanudo an den Rat der Zehn 1531, in: Marin Sanudo, De origine, ed. A. CARACCIOLO ARICÒ (Milano 1980) S. XV.

stoff", allenfalls Halbfabrikat, 58 Bände für die Jahre 1496–1533 publiziert in rascher Folge zwischen 1879 und 1902. Heute würde man, um solches zu tun, weder die Menschen noch die Gelder finden. Und vielleicht auch nicht den Sinn.

Und wiederum anders wird es in der Zeitgeschichte: Quellen in einem Schwall nachströmend, daß sie in editorische Behälter gar nicht mehr gefaßt werden können, quellend aus jedem Ministerium, jeder nachgeordneten Behörde, jeder Botschaft, jedem Institut – in großen Staatsarchiven innerhalb weniger Jahre ganze Stellkilometer füllend. Eine Quellenmasse, gegen die die Menschheit schon aus Notwehr die moderne Archivkunde in einem „Wertungs- und Auswahlverfahren" über intelligente Selektionskriterien nachdenken läßt – und sei es, aus den massenhaften Personalakten einer großen Stadtverwaltung durch mechanischen Census nur einen Anfangsbuchstaben zu überliefern, also so zu tun, als ob alles andere verloren gegangen sei[22]. Auch der gespielte Überlieferungs-Zufall ist nämlich gerechter als jede Auswahl, die ja Maßstäbe und Fragestellung heutiger Forschung in künftige Forschung hineintragen würde. Hinzu kommen die Massen politischer Archivalien, die in diesem Jahrhundert nach jedem Zusammenbruch – 1918, 1945, 1989 – vorzeitig freigesetzt wurden und, in anklagender oder rechtfertigender Absicht, mit besonderer Vordringlichkeit ihre Veröffentlichung einfordern. Man sehe allein die Editionsreihen des Bundesarchivs oder des Instituts für Zeitgeschichte. Nicht zu reden davon, daß zeitgeschichtliche Editionen ihre aktuellen (politischen, rechtlichen, kommerziellen) Probleme haben, die den Monumenta unbekannt sind[23]. Die neuen Datenträger und Internet werden die Überlieferungsfrage vollends revolutionieren.

Wie auch immer die Auswahlkriterien der Archivare aussehen: sie müssen mit den Historikern diskutiert werden. Aber gestehen wir uns ein: Es ist kein Selektionsverfahren denkbar, das sich nicht kritisieren ließe. Man kann sich solcher Kritik nur erwehren, indem man den Spieß umdreht und den Kritiker in die Verantwortung nimmt mit der Frage, was er denn selbst von

---

22) ESCH, Überlieferungs-Chance (wie Anm. 9) S. 566 f.

23) Dazu die Beiträge von F. P. KAHLENBERG (Wissenschaftlicher Informationswert und ökonomische Voraussetzungen zeitgeschichtlicher Quelleneditionen. Beispiele aus der Arbeit des Bundesarchivs, S. 113–128) und H. MÖLLER (Wie sinnvoll sind zeitgeschichtliche Editionen heute? Beispiele aus der Arbeit des Instituts für Zeitgeschichte, S. 93–112), in: L. GALL – R. SCHIEFFER (Hg.), Quelleneditionen und kein Ende? (München 1999).

unserer, von seiner Zeit gern der Nachwelt überliefert sehen möchte, wenn er nur im Verhältnis 100 : 1, oder 1000 : 1, auswählen dürfe. Eine spannende Frage, der man sich auch ohne defensive Absichten stellen sollte, weil sie auf geradezu existentielle Weise in den Kern des Überlieferungsproblems und damit ins Zentrum unserer Wissenschaft führt (und darum, nach meiner Erfahrung, auch Studenten viel lebhafter anspricht als jede didaktisch noch so geschickte Typologie historischer Quellen).

Nach dem quantitativen nun der qualitative Aspekt. Gegen den Einwurf „Ihr könnt doch nicht alles veröffentlichen" will nicht nur gerechtfertigt sein, wie viele Quellen in welcher Vollständigkeit veröffentlicht werden, sondern vor allem: welche Quellen von welcher Relevanz. Und schon beginnt der Streit, der Begriff „Relevanz" allein genügt schon, ihn zu provozieren.

Man kann da nicht einfach nach Gattungen vorgehen und beispielsweise dekretieren: Notariatsimbreviaturen vor 1300: ja, ganz veröffentlichen (da hätte man in manchen Regionen viel und in anderen gar nichts zu tun). Oder: Rechnungsbücher vor 1550: ja, in Auswahl (aber in welcher Auswahl? Denn Wirtschaftshistoriker lesen meist die schwierigere Einnahmenseite, Kulturhistoriker die vergnüglichere Ausgabenseite!). Was aufgenommen werden sollte und was nicht, ist wahrscheinlich bei keinem Langzeitunternehmen so kontinuierlich und kontrovers diskutiert worden wie bei den Reichstagsakten. Hermann Heimpel hat darauf hingewiesen, daß „um 1900 wiederholt (von Moritz Ritter) gefordert wurde, den Abschnitt 'Städtische Kosten' wegzulassen. Heute interessiert das u. U. mehr als die eintönige Folge von geforderter und verweigerter Türkenhilfe: das Interesse hat sich gewandelt." Aber er wußte auch: „Der Fortschritt des 19. Jahrhunderts zur Quellen-gemässheit hat die Gefahr der Quellen-hörigkeit mit sich gebracht"[24]. Noch heute kommt es, mit gutem Grund, in den Sitzungen der Historischen Kommission zur Diskussion über den in die Reichstagsakten aufzunehmenden Quellenbestand, wobei den Bearbeitern bisweilen rigorose Schnitte zugemutet werden.

Schwierig und strittig wird es vor allem, wenn es um die Frage geht, wie weit man die heute vielberedeten Alltagsquellen einbeziehen soll (für Italien übrigens eine Frage schon an den Mediävisten). Sie sollten auch nach meiner Überzeugung stärker berücksichtigt werden, nur: wie läßt sich Alltag edieren? Muß man auch die Monotonie des Alltags editorisch abbilden?

24) Hermann Heimpel 24. 3. 1976 an den Verfasser.

Farbige Episoden auszuwählen ist kein Kunststück, ist aber auch kein Alltag mehr. Also Langeweile repräsentativ abbilden?

Alltagsquellen also, und unscheinbare Selbstzeugnisse. Man muß nicht Bert Brechts „Fragen eines lesenden Arbeiters" mit ihrem sozialkritischen Affekt im Ohr haben, um zu der Einsicht zu kommen, daß in historischen Darstellungen, und eben in Quellenpublikationen, auch die Welt der Namenlosen und Sprachlosen zu Worte kommen sollte – ja um die Faszination zu spüren, die von solch schlichten Selbstzeugnissen ausgehen kann. Diese Einsicht ist nicht neu, und vieles ist da schon getan[25]. Aber von Fall zu Fall gerechtfertigt sein will auch dies, und gerechtfertigt sein auch mancher Verzicht auf Kürzungen: die umständliche Rede des unbeholfenen Mundes läßt sich nicht einfach zusammenstreichen, und oft kann es dem Historiker nur recht sein, daß solche Menschen mehr sagen müssen, um sagen zu können, was sie sagen wollen.

In diesem Zusammenhang sei nur ein ungewöhnliches Unternehmen angeführt, das außerhalb der Fachhistorie liegt und beim Publikum zu Recht große Resonanz gefunden hat: Walter Kempowskis „Echolot"[26].

Keine kritische Edition, gewiß, und Drittmittel wissenschaftlicher Stiftungen sind dafür wohl nicht geflossen. Eine Quellensammlung ohne theoretische Einrahmung und Rechtfertigung, derer es, weil für jedermann einsichtig, auch gar nicht bedarf (und das sollten wir Fachhistoriker uns doch einmal sagen lassen). Es handelt sich bekanntlich um eine Zusammenstellung aller Briefe (oder sonstiger 'Ego-Dokumente', wie man heute sagt), deren Kempowski für die beiden Kriegsmonate Januar und Februar 1943 (Stalingrad!) habhaft werden konnte: Hunderte von Briefen geschrieben aus der niedrigen Augenhöhe von Menschen, die, anders als wir Historiker von unserem hohen Podest des Nachhinein, nicht wußten, wie das ausgehen werde, und an deren Nichtwissen wir leiden – oder aber uns weiden können; Briefe voll von Angst und Hoffnung, Anmaßung und Banalität, Versuchung und Scham. Da geht es nicht um korrekte Daten, nicht um „Objektivität",

25) Zuletzt Winfried SCHULZE (Hg.), Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte (Berlin 1996). Unter den Motivationen schlichter Selbstzeugnisse die pietistische: Pietismus und Frühindustrialisierung. Die Lebenserinnerungen des Mechanicus Arnold Volkenborn (1852). Hg. von Arnold ESCH (Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Phil.-hist. Klasse 1978 Nr. 3).

26) Walter KEMPOWSKI, Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch, Januar und Februar 1943, 4 Bde. (München ^{2}1993).

sondern um Elementareres: um menschliches Verhalten in einer der großen Katastrophen der Geschichte, um *conditio humana*. Und wir erkennen beim Lesen dieser Quelle, daß wir, dagegen, eine Generation sind, die nicht in Versuchung geführt worden ist. Auch so kann man aus der Geschichte lernen.

Ein solches Quellenunternehmen hätte von uns Historikern wohl niemand gewagt ohne Auswahl, die sich in einer Einleitung ja auch ohne weiteres hätte darlegen und rechtfertigen lassen. Aber herausgekommen wäre eine Brief-Anthologie und kein Echolot, bei dem der einzelne Brief seine individuelle Erheblichkeit nicht nachweisen muß, sondern aus dem kompakten Zusammenhang der historischen Situation bezieht, als Teil eines „kollektiven Tagebuchs". Nicht daß wir Historiker uns das fortan zum Vorbild nehmen sollten. Aber wenn wir hier schon von Quellen sprechen – ihrer Erschließung und Veröffentlichung, vollständig oder in Auswahl, Alltagsquellen oder nicht, usw. –, dann sollten wir uns wenigstens nach dem Sinn und der Wirkung eines solchen „kollektiven Tagebuchs" fragen, zusammengetragen von einem Schriftsteller, der ja auch sonst seine Figuren Fragen an die Geschichte stellen läßt: „Wie der Krieg wohl genannt wird, wenn er fertig ist?", überlegen einige Jungen im Herbst 1939[27]. Das ist die elementare Frage, die der Mensch in seiner Gegenwart, aus seinem „Menschenalter" heraus, nach dem „Zeitalter" stellt, das die Historiker später einmal über seinem Leben konstruieren werden. Wie das Zeitalter nach 1989 wohl genannt werden wird, wenn es fertig ist? Das würde *ich* gerne wissen, und: welche Quellen wohl heute schon geschrieben sind, die dereinst in eine „kritische Quellensammlung" über dieses – uns neue und später einmal abgetane – Zeitalter hineinfinden werden.

Zum Umgang mit Quellen – wie zum Umgang mit Menschen – gehört, daß man nicht durchweg, aber doch bis zu einem gewissen Grade seinen Neigungen folgen kann: der eine gibt den „Annales Altahenses maiores" den Vorzug, der andere Kaufmannskorrespondenzen; der eine neigt (und das ist unter Historikern ein sehr kennzeichnender Unterschied) mehr zu normativen Quellen, die sagen, wie es sein sollte (z. B. Statuten); der andere mehr zu nicht-normativen Quellen, die diesen Anspruch nicht erheben, sondern aktuelle Zustände registrieren. Ich will hier nicht den Quellenbegriff

---

27) Walter KEMPOWSKI, Tadellöser & Wolff. Ein bürgerlicher Roman (München 1971) S. 94.

auseinanderfalten, zwischen Chroniken und Annalen, zwischen Bullen und Breven, zwischen Urkunden und Akten unterscheiden wie in einem Proseminar, wo man solche notwendigen Unterscheidungen erst bis zum Überdruß hört und dann, selber lehrend, bis zum Überdruß anderer verbreitet. Denn ich spreche hier nicht über Quellen, sondern über den „Umgang des Historikers mit seinen Quellen", und nehme das sehr persönlich. Und wie man sich zu persönlichem Umgang Menschen wünschen kann, so auch Quellen. Natürlich darf man sie sich nicht selber schreiben. Aber sich für eine bestimmte Frage eine bestimmte Quelle zu wünschen, ist erlaubt, und man findet so – auch das ist Methode – wenigstens zu Näherungswerten. Und warum nicht auch literarische Quellen heranziehen? Denn alles, was der wirkliche Historiker berührt, kann zur Quelle werden: Petrons „Satyricon" zur Quelle für den rasanten Aufstieg eines Unternehmers im 1. Jahrhundert n. Chr., Boccaccios Novellen zur Quelle für Handelsgeschichte des 14. Jahrhunderts, usw.

Was also bedeutet dem Historiker der Umgang mit seinen Quellen? Er bedeutet ihm alles. Umso mehr müssen wir auf die uns entgegengebrachten Zweifel, ob wir bei langfristigen Quelleneditionen vielleicht nicht manchmal des Guten zuviel tun, mit Argumenten erwidern, die den unverzichtbaren Kern unseres Anliegens deutlicher herausarbeiten. Nicht jede Kritik an editorischen Langzeitunternehmen ist falsch. Zwar akzeptiere ich nicht den wohlgemeinten Rat, die Historiker sollten doch erst einmal die schon vorhandenen großen Quellenpublikationen „verdauen" (als Italien-Historiker hat man anscheinend einen anderen Stoffwechsel als nördlich der Alpen vorgesehen). Aber es gibt kritische Punkte, die wir auch selber sehen, oder kontrovers diskutiert haben an diesem ersten Tage des Symposions – und wenn sogar ein Monumenta-Präsident wie Horst Fuhrmann in seiner Einführung am Geschäft des Edierens Auswüchse zu erkennen vermag[28], dann sollten wohl auch wir selbstkritisch sein. Vor die Wahl gestellt (um mit Absicht Extreme zu nennen), alte Editionen mit inzwischen verfeinerten Editionsmethoden wieder neu vorzulegen (das führt selten zu wirklich neuen historischen Erkenntnissen[29]), oder nach Art der Goldast, Leibniz, Muratori, Migne Texte erst einmal flott herauszubringen, sollten wir uns nicht zu

28) Horst FUHRMANN, Einladung ins Mittelalter (München 1987) S. 235 f. (über „ein stark dem Technischen verhaftetes Editionsbemühen" und seine Gefahren).

29) Vgl. HOFFMANN, Edition (wie Anm. 2) S. 232.

schade sein, auch das Zweite wieder einmal in Erwägung zu ziehen. Im übrigen werden die neuen elektronischen Möglichkeiten neue große Lösungen bieten (elektronische Vorabpublikation, Verzicht auf gedruckte Editionen, fortlaufende Datenpflege auch über die „Edition" hinaus, Zusammenführung von Datenbanken usw.), die sich heute noch gar nicht ganz absehen lassen[30].

Auch die verlangte Verminderung von Editionskosten ist ja nichts Unsinniges. Auch Editionskosten müssen sich schließlich rechnen, müssen sich rechtfertigen lassen, nicht einfach nach „teuer" oder „billig" in absoluten Zahlen, sondern gegen andere vordringliche Aufgaben, sagen wir: entweder 1 Band Edition oder 2 dicke Habilitationsschriften, oder 1 große Tagung (um einmal ganz praktisch Äquivalenzen zu nennen, die bei uns aus dem gleichen Haushaltstitel zu finanzieren wären). Nur darf diese Forderung nach Kostenminimierung nicht von der bisweilen geäußerten Vorstellung ausgehen, Editionen ließen sich weitgehend dadurch ersetzen, daß man sich aus dem betreffenden Archiv einfach ein paar Blätter Urkunden oder Akten herüberfaxen lasse (als ob Edieren nicht mehr sei als bloßes Faksimilieren!). Oder von der Vorstellung, man könne die Archivalien des Vatikanischen Archivs doch einfach ein für allemal einscannen und dann als CD ROM überall verfügbar haben. Ich werde den Scanner nicht mehr erleben, der in der Lage wäre, die Handschrift meines römischen Notars Johannes Michaelis zu lesen (eine Vermutung, die Fachleute für Historische Fachinformatik am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen bestätigen). Und selbst wenn: als ob wirkliche Edition nicht mehr sei als Transkription, als Reinschrift! Elektronische Hilfen sind unbedingt wünschbar, aber die geistige Durchdringung, die eigentliche Beherrschung des Textes ersetzen sie nicht.

Wo also langfristige Editionsunternehmen unterbringen, wenn auch manche Akademie sie nicht mehr haben will? Einige dieser Langzeitunternehmen mögen sich in der Tat von weitem – so hat man ja gesagt – wie urtümliche „Riesenschildkröten" ausnehmen. Aber man sehe näher zu, bevor man sie schlachtet und für neuere Projekte ausweidet. „Könnt Ihr Euch nach 100 Jahren nicht mal etwas Neues, etwas anderes einfallen lassen als das Repertorium Germanicum?" klingt zugegebenermaßen hübsch progressiv. Aber die List der Geschichte will, daß dieses alte Unternehmen des römischen Instituts, sämtliche deutschen Betreffe aus dem *mare magnum* des

30) Dazu die Überlegungen von Rudolf SCHIEFFER (unten S. 45 ff.).

Vatikanischen Archivs herauszudestillieren und der Forschung in äußerst komprimierter Form (und entsprechend arbeitsaufwendig) darzubieten, heute sogar noch sinnvoller wirkt als damals: denn die prosopographische Methode hat inzwischen die Möglichkeiten der Nutzung für die unterschiedlichsten Forschungsansätze noch deutlicher gemacht, die elektronische Datenverarbeitung die Möglichkeiten der Materialdurchdringung vervielfacht. Wir rechnen pro damaliges Pontifikatsjahr 1 heutiges Bearbeitungsjahr und halten das für ein vernünftiges Verhältnis von Aufwand und Ergebnis: 1 heutiges Jahr für 1 damaliges Jahr in allen, wirklich allen Fonds des Vatikanischen Archivs, wo in Ausstellerüberlieferung erhalten blieb, was beim Empfänger überwiegend verloren gegangen ist.

Jedenfalls können wir uns „Moderneres" einfach nicht vorstellen als diese konzentrierte Quellendarbietung, rund 180 000 deutsche Betreffe aus bisher etwa 1 Million durchgesehener vatikanischer Registereinträge, dargeboten in wenigen Bänden: darauf mag doch jeder seine „progressiven" Fragestellungen anwenden, seien sie nun aus Sozial- oder Bildungsgeschichte, Kirchen- oder Universitätsgeschichte, Wirtschafts- oder Bankengeschichte[31]. Hin und wieder stößt sich auch jemand am „Germanicum", weil heute, zu besserer Vorzeigbarkeit und leichterer Finanzierbarkeit (oder auch einfach weil es sich halt so gehört), alles *euro* und *inter* sein muß. Aber das Repertorium Germanicum hat nichts mit Nationalismus zu tun, sondern mit naheliegender Arbeitsteilung, und führte – da bis dahin die Bearbeiter von bayerischem, sächsischem, brandenburgischem etc. Urkundenbuch jeweils in eigener Sache ins Vatikanische Archiv kamen – seinerseits bereits vieles Getrennte zusammen. Wie immer man große Editionsunternehmen zuschneidet: die wichtigste (und erst einmal zu erkennende) Schnittlinie wird dabei immer die Grenze zwischen dem Wünschbaren und dem Machbaren sein.

Ein anderer Einwurf, den man häufiger zu hören bekommt, besteht darin, thematische Studie und Quellenpublikation, Monographie und Edition, einander alternativ gegenüberzustellen in dem Sinn: „Macht hier keine Edition, sondern verarbeitet die Quelle bloß in einer Monographie". Das

---

31) Zum Repertorium Germanicum und seinen Auswertungsmöglichkeiten die Beiträge von Brigide SCHWARZ, Andreas MEYER, Erich MEUTHEN, Hubert HÖING, Dieter BROSIUS in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 71 (1991) S. 241–339, sowie Erich MEUTHEN, Der Quellenwandel vom Mittelalter zur Neuzeit und seine Folgen für die Kunst der Publikation, in: L. GALL – R. SCHIEFFER (Hg.), Quelleneditionen und kein Ende? (München 1999) S. 17–36.

kann seinen Sinn haben, und angesichts italienischer Quellenmassen schon im Spätmittelalter wird die Entscheidung oft gar nicht anders ausfallen können: 125 000 originale Geschäftsbriefe allein aus dem einen Firmenarchiv des Francesco Datini, wie sollte man die alle auch nur im Regest veröffentlichen? Oder die jährlich viereinhalbtausend Einträge Landimporte und 600 Schiffsfrachten der römischen Zollregister? Oder die schätzungsweise 2 Millionen Stücke diplomatischer Korrespondenz allein für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts! In Italien – wenn ich noch einmal die Quellen-Metapher anstrengen darf – trinkt man nicht Quellen, sondern man badet darin. Solche Massen können nicht vollständig ediert, sie können nur in Monographien (oder thematischen Auswahleditionen) verarbeitet werden. Aber die Alternative „Monographie *oder* Edition" darf nicht einfach zum Prinzip von Gutachter-Entscheidungen werden. Auch nicht nach dem ökonomischen Gesichtspunkt von Investition und Rendite. Denn Monographien veralten schneller als Editionen, werden oft nur zu bald selbst zu Quellen (nämlich zu Quellen dafür, wie man – 1880 oder 1940 oder 1998 – dies oder jenes historische Problem sah, kurz: werden zu Quellen ihrer selbst). Während vernünftig edierte Quellen sich weiterhin befragen lassen: 1998 oder 2020, herkömmlich oder fortschrittlich, brillant oder mittelmäßig befragen lassen.

Und noch eine Überlegung zu dieser – wenig glücklichen – Alternative von Edition und Studie. Eine Gewichtsverlagerung weg von der Quellenpublikation würde nicht nur unseren unmittelbar verfügbaren Rohstoff reduzieren. Eine solche Verlagerung würde auf Kosten des Menschen gehen, der in seiner eigenen historischen Gegenwart zu Wort kommen muß, mit seiner Perspektive, seinen Erwartungen – auch mit all seiner Blindheit; und sie würde nur noch mehr dem Historiker das Wort geben, der, den engen Horizont der Menschen in ihrer Zeit oft nicht genug respektierend, diese Menschen zwischen Daumen und Zeigefinger nimmt und sie in ihre Epoche, ihr Zeitalter einfügt[32]. Menschenalter *muß* in Zeitalter umgearbeitet werden, das ist unser Metier. Aber wir sollten Menschen nicht nur, aus unserer Perspektive, in Monographien verarbeiten, sondern sie, aus ihrer Perspektive, auch in Quellenpublikationen ausreden lassen.

---

32) Über den Abstand zwischen gelebtem Menschenalter und im Nachhinein konstruiertem Zeitalter Arnold ESCH, Zeitalter und Menschenalter. Die Perspektiven historischer Periodisierung, in: Historische Zeitschrift 239 (1984) S. 309–351.

Monographische Studien zerlegen den Lebenszusammenhang ihrer Quellen, und können gar nicht anders. Die Eidgenossen wußten 1475 noch nicht, ob das Erntewetter, oder die Viehseuche im Emmental, oder das Herannahen Karls des Kühnen ihre größte Sorge sein werde. In dieser Gemengelage begegnet uns das in den Quellen. Dieser erlebte Zusammenhang wird dann von Dissertationsthemen säuberlich in einzelne Stränge zerlegt: politische Geschichte, Agrargeschichte, Klimageschichte – zu deren Zusammenfügung dann womöglich nach Interdisziplinarität gerufen wird! Es geht wohl nicht anders, aber es bleibt ein ungutes Gefühl. Gegen dieses ungute Gefühl hilft nur eines: immer wieder zu den Quellen zu gehen. Doch sogar bei der Darbietung der Quellen hat die Stückelung inzwischen schon eingesetzt: liegen Textedition und Kommentar bisweilen schon in getrennten Händen, von denen sich an die eigentliche Auswertung dann vielleicht weder der eine noch der andere wagt. Ich neige der Auffassung zu, daß Edieren und Darstellen verbunden in einer Person etwas Wünschenswertes ist, sofern die Lust und die Begabung zum einen wie zum andern gegeben sind (thematische Editionen sind ohnehin auf halben Wege zur Darstellung). Kein Editor muß Geschichte schreiben, kein Historiker muß Quellen edieren. Nur sollten beide wenigstens wissen, worum es beim anderen, worum es insgesamt geht. Ranke hat keine Quellen ediert, aber seine Schüler dazu angehalten, und Quellenmassen durchdrungen wie kein anderer. Hier muß man keine Grundsätze aufstellen. Aber ich meine doch, daß Institute mit langfristigen Quelleneditionen auch selber vorführen sollten, was man historiographisch damit anfangen kann.

Bisweilen scheint es sogar, als ob gerade das Edieren befremdend zwischen uns Historiker und die zu interessierende, steuerzahlende Öffentlichkeit träte. Das müßte nicht sein. Gut ausgewählte, knapp und lesbar kommentierte Quellen können, im Gegenteil, gerade ein geeignetes Medium sein, um einer breiteren Öffentlichkeit Geschichtsforschung eingängig zu machen. So war es im 19. Jahrhundert ja auch gedacht – bis die Geschichtswissenschaft dann in zunehmender Professionalisierung und Spezialisierung diesen guten Vorsatz aus den Augen verlor und sich nur noch an sich selber wandte. Daß die Wissenschaft, wo möglich (denn es ist nicht immer möglich) die Öffentlichkeit ansprechen müsse, ist heute wieder unbestrittenes Gebot. Aber warum eigentlich aus Pflicht und nicht aus Neigung? Was opfert man denn, wenn man verständlich spricht, oder frühere Menschen vernehmlich sprechen läßt?

Die Bedenken, mit denen man unseren langfristigen Editionsunternehmen zunehmend begegnet, sollten wir jedenfalls nicht einfach beiseiteschieben, nicht einfach als beklagenswerte Inkompetenz abtun, oder als Unverständnis zwischen den 'Two Cultures' über ihre beiderseitigen Aufgaben. Es bleibt ja doch einiges, was tatsächlich nicht so leicht vermittelt werden kann und auch unsern eigenen Argwohn erregt (nicht zu reden davon, daß der Abschluß einer Edition und die Pensionierung des Bearbeiters bisweilen in geheimnisvoller Weise konvergieren). Es ist nicht schwer, die Publikation *jeder* Quelle zu rechtfertigen. Aber wir sollten es nicht tun, es wäre ein Mißbrauch der eigenen Kompetenz, und ein sophistischer Mißbrauch von Intelligenz. Meist vollzieht sich solcher Mißbrauch (soweit er überhaupt vorkommt) dergestalt, daß man die betreffende Quelle als Gegenstand eines „case-study", einer Fallstudie ausgibt, ein Begriff, mit dem sich die Veröffentlichung nun freilich auch der zufälligsten, fragmentarischsten und unerheblichsten Quelle rechtfertigen läßt. Das erinnert mich immer (und darum gebrauche ich dieses Bild nicht zum ersten Mal) an Kinder, die erst einen Schneeball an die Wand knallen und um diesen Zufallstreffer herum dann nachträglich die Zielscheibe malen. Und das überzeugt nur ein Mal. Wir aber wünschten uns, auf Dauer davon zu überzeugen, daß Quellenerschließung unsere Grundlagenwissenschaft ist, und daß wir davon nicht lassen können.

Die Erschließung des Mittelalters am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica

Von
RUDOLF SCHIEFFER

Ob es aus dem Mittelalter viele Quellen gibt oder im Grunde nur wenige, ist natürlich eine Frage des Blickwinkels. Neuhistoriker neigen angesichts der Materialmengen, die sie hin- und herzubewegen gewohnt sind, häufig zu einem geringschätzigen Urteil, und sie werden darin von den Mediävisten bestärkt, zu deren beliebtesten Topoi am Beginn von Vorträgen und Büchern die Beteuerung gehört, die vorgefundene karge Quellenlage biete eigentlich keine hinreichende Basis zur Ergründung des jeweiligen Problems. Auf der anderen Seite ist es bis heute nicht gelungen, die Quellenüberlieferung des deutschen oder gar des europäischen Mittelalters auch nur in einer einigermaßen vollständigen Übersicht zu erfassen, die erst eine nähere quantitative Vorstellung von dem gäbe, was sich zur Erforschung der Großepoche an Schriftzeugnissen alles anbietet[1]. Dieses Defizit ist leicht zu verstehen, wenn man sich vor Augen führt, daß allein die bayerische Zisterzienserabtei Raitenhaslach bis zum Ende des Mittelalters einen Bestand von gut 1 000 überlieferten Urkunden aufweist, daß die Haupt-Urkundenreihe des Kölner Stadtarchivs 15 000 Originale vor dem Stichjahr 1500 zu bieten hat und daß die 4 135 aus dem Spätmittelalter überkommenen Bände der Suppliken-, Lateran- und Vatikanregister des päpstlichen Archivs in Rom einen Inhalt von schätzungsweise 1,8 Millionen Urkundeneinträgen in sich schließen[2].

---

1) International bearbeitet wird das Repertorium Fontium Historiae Medii Aevi primum ab Augusto Potthast digestum, nunc cura collegii historicorum e pluribus nationibus emendatum et auctum, das mit Bd. 1 (Romae 1962) zu erscheinen begann und mittlerweile mit Bd. 7 (Romae 1997) den Buchstaben M abgeschlossen hat, dabei jedoch nur im weitesten Sinne literarische, nicht die urkundlichen Quellen erfaßt.

2) Die Zahlenangaben nach: Die Urkunden des Klosters Raitenhaslach 1034–1350. Bearb. von Edgar KRAUSEN (Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte, Neue Folge 17, 1, 1959); Regesten der Urkunden des Zisterzienserklosters Raitenhaslach 1351–1803. Bearb. von Edgar KRAUSEN (Burghausen 1989); Erich KUPHAL, Das Urkunden-Archiv der Stadt Köln seit d. J. 1397. Inventar VII. 1481–1505, in: Mitteilungen aus

Respektable Größenordnungen sind auch in anderen Sparten anzutreffen, vor allem bei der Überlieferung von Briefen, die seit dem 12. Jahrhundert rapide anschwillt, aber auch etwa bei der Unmenge an ländlichen Weistümern und natürlich bei Rechnungen aller Art, um ganz zu schweigen von den Hunderttausenden erhaltener mittelalterlicher Handschriften mit vermischten Texten der Geschichtsschreibung und jedweder sonstigen Fachprosa[3].

Genaue Zahlenangaben fallen schwer, denn – wie gesagt – gezählt, gewichtet und verzeichnet hat diese Fülle in ihrer Gesamtheit noch niemand. Daraus ergibt sich erst recht, daß trotz allen gelehrten Eifers von der schriftlichen Hinterlassenschaft des Mittelalters bis heute beileibe nicht alles, sondern sogar nur der geringere Teil im Druck erschienen und so allgemein zugänglich gemacht worden ist. Es gehört auch wenig Prophetengabe zu der Prognose, daß eine komplette Edition der Quellen zur mittelalterlichen Geschichte niemals erreicht werden wird, weil es für eine derartige Flut von Büchern an Bearbeitern, an Käufern, an Stellraum, letztlich an wissenschaftlichem Interesse fehlen würde. Grundsätzlich hat es die Mediävistik also nicht anders als die Erforschung der neueren Jahrhunderte mit einer bloß partiell publizierten Quellenbasis zu tun, und daher stellt sich auch hier die Frage nach den Kriterien, denen die Auswahl in der Vergangenheit gefolgt ist, heutzutage folgt und in Zukunft folgen könnte oder sollte.

Blicken wir zunächst zurück. Gutenbergs Erfindung zur mechanischen Vervielfältigung von zuvor nur handgeschriebenen Texten mittels beweglicher Lettern wird üblicherweise zu den epochenabgrenzenden Vorgängen zwischen Mittelalter und Neuzeit gerechnet[4], weshalb man mit gelinder Vergröberung sagen kann, daß alle mittelalterliche Quellenüberlieferung ursprünglich in handschriftlicher Gestalt ins Leben trat, um dann früher oder

---

dem Stadtarchiv von Köln 39 (1928) S. 146, erreicht am 9. März 1501 die laufende Nr. 15000 der im frühen 10. Jahrhundert einsetzenden Reihe; Hermann DIENER, Die großen Registerserien im Vatikanischen Archiv (1378–1523), in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 51 (1971) S. 307.

3) Uwe NEDDERMEYER, Möglichkeiten und Grenzen einer quantitativen Bestimmung der Buchproduktion im Spätmittelalter, in: Gazette du livre médiéval 28 (1996) S. 23–32, rechnet allein für das Reichsgebiet nördlich der Alpen mit 120 000 – 130 000 erhaltenen Handschriften, davon mehr als die Hälfte aus dem 15. Jahrhundert.

4) Vgl. zuletzt wieder Hans-Werner GOETZ, Das Problem der Epochengrenzen und die Epoche des Mittelalters, in: Mittelalter und Moderne. Entdeckung und Rekonstruktion der mittelalterlichen Welt. Hg. von Peter SEGL (Sigmaringen 1997) S. 163–172, hier S. 166.

später – und zum Teil eben bis heute noch nicht – die Schwelle zur gedruckten Verbreitung zu überschreiten. Wann im Einzelfall dieser qualitative Sprung erfolgte, hing von vielerlei Faktoren und anfangs in gehörigem Maße dem reinen Zufall ab. Die Drucker des späten 15., des 16. und auch noch des 17. Jahrhunderts konnten ja gewissermaßen aus dem Vollen schöpfen und überall dort zugreifen, wo ihnen der Erstdruck eines mittelalterlichen Textes ein besonderes Interesse ihrer Käufer und Leser zu befriedigen schien, wo er als Waffe in den geistigen, zumal den konfessionellen Auseinandersetzungen ihrer Zeit dienlich war oder auch nur den eigenen Gelehrtenruhm zu mehren versprach. Naturgemäß war das Faktum der Publikation zunächst wichtiger als die spezifische Qualität der gerade verfügbaren Textabschrift, und dementsprechend zügig gingen diese frühen Ausgaben vonstatten. Insgesamt gesehen ist damals bereits Erhebliches geleistet worden für die elementare Kenntnis mittelalterlicher Geschichtsschreibung und Rechtsquellen, weniger der Urkunden, die vielfach noch in Archiven verborgen blieben. Eine (bislang nicht geschriebene) Quellenkunde des Mittelalters, die sich auf die bis etwa 1650 im Druck zugänglich gewordenen Texte beschränken würde, wiese in den genannten Gattungen zumeist schon dieselben Schwerpunkte auf wie unsere heutigen Handbücher[5]. Was in vielen Codices verbreitet gewesen war, konnte dabei leicht mehrfach gedruckt in Umlauf kommen, aber auch von raren Überlieferungen gibt es bemerkenswert frühe Drucke. Gerade in solchen Fällen zeigt sich dann der Zufall der Entdeckung in seiner Rückwirkung auf die Geschichtsbilder, denn es hat beispielsweise für die Entwicklung der Vorstellungen von Barbarossas Italienpolitik schon einiges bedeutet, daß das den Staufer rühmende Epos Ligurinus bereits 1507 im Druck erschien (nach einer einzigen, seither verschollenen Handschrift)[6],

5) Vgl. E. Ph. GOLDSCHMIDT, Medieval Texts and their First Appearance in Print (Supplement to the Bibliographical Society's Transactions 16, 1943 [Nachdruck New York 1969]); Dieter MERTENS, Früher Buchdruck und Historiographie. Zur Rezeption historiographischer Literatur im Bürgertum des deutschen Spätmittelalters beim Übergang vom Schreiben zum Drucken, in: Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Hg. von Bernd MÖLLER, Hans PATZE und Karl STACKMANN (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Phil.-Hist. Klasse, 3. Folge 137, 1983) S. 83–111; Anna-Dorothee VON DEN BRINCKEN, Die Rezeption mittelalterlicher Historiographie durch den Inkunabeldruck, in: Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein im späten Mittelalter. Hg. von Hans PATZE (Vorträge und Forschungen 31, 1987) S. 215–236.

6) Ligurini de Gestis Imp. Caesaris Friderici primi Augusti libri decem carmine

während die feindlich gestimmten Gesta Federici in Lombardia eines Mailänders erst 1725 von Muratori bekanntgemacht wurden[7] und das wiederum prokaiserliche Carmen de gestis Frederici in Lombardia in seiner einzigen Abschrift sogar bis 1887 ungedruckt blieb[8].

Die zunehmende Unübersichtlichkeit, die mit dieser ganz vom zugänglichen Angebot bestimmten Publikationspraxis einherging, rief bald schon ordnende Geister auf den Plan, die in dicken Folianten oder immer länger werdenden Serienwerken unter bestimmten Gesichtspunkten zusammenzufassen suchten, was bereits da und dort gedruckt zu finden war. Sie verschmähten im allgemeinen nicht die Gelegenheit, auch noch unedierte Texte beizumischen oder abweichende Lesarten aus inzwischen aufgetauchten Abschriften festzuhalten, doch vorrangig war für ihre Arbeit der methodisch vernünftige Gedanke, daß die einzelne Quelle erst in einem übergreifenden Zusammenhang inhaltlicher, zeitlicher, räumlicher oder literarischer Natur zur vollen Geltung gelange und daher in einen solchen Kontext gerückt werden müsse. Im Duktus dieser Entwicklung, die bereits im 16. Jahrhundert einsetzt, stehen berühmte Namen und illustre Unternehmungen wie die großen Konziliensammlungen von Jacques Merlin (1524) bis Giovanni Domenico Mansi (1759 ff.)[9], die Kollektionen des Reichs- und des Reichskirchenrechts von Melchior Goldast (1607), Johann Lünig (1710 ff.) oder Stephan Würdtwein (1772 ff.)[10], die frühen Sammlungen von Scriptores

---

Heroico conscripti nuper apud Francones in silva Hercynia et druydorum Eberacensi coenobio A Chuonrado Celte reperti postliminio restituti (Augsburg 1507); vgl. jetzt Gunther der Dichter, Ligurinus. Hg. von Erwin ASSMANN (MGH Scriptores rerum Germanicarum 63, 1987).

7) Sire Raul sive Radulphi Mediolanensis auctoris synchroni de rebus gestis Friderici I. in Italia, in: Ludovicus Antonius MURATORIUS, Rerum Italicarum Scriptores, Bd. 6 (Mediolani 1725) Sp. 1173–1193; vgl. Gesta Federici I. imperatoris in Lombardia auctore cive Mediolanensi, rec. Oswaldus HOLDER-EGGER (MGH Scriptores rerum Germanicarum [27], 1892).

8) Gesta di Federico I in Italia, a cura di Ernesto MONACI (Fonti per la storia d'Italia [1], 1887); vgl. Carmen de gestis Frederici I. imperatoris in Lombardia. Hg. von Irene SCHMALE-OTT (MGH Scriptores rerum Germanicarum 62, 1965).

9) Vgl. Henri QUENTIN, Jean-Dominique Mansi et les grandes collections conciliaires (Paris 1900); Johannes HELMRATH, Konzilssammlungen, in: Lexikon für Theologie und Kirche, 3. Auflage, 6 (1997) Sp. 352–355.

10) Vgl. Eckhard MÜLLER-MERTENS, Constitutiones et acta publica – Paradigmenwechsel und Gestaltungsfragen einer Monumenta-Reihe, in: Kaiser, Reich und Region. Studien und Texte aus der Arbeit an den Constitutiones des 14. Jahrhunderts und zur

rerum Germanicarum, wie sie Johann Pistorius (1607), Johann Heinrich Boekler (1702) oder Johann Michael Heinecke (1707)[11] herausbrachten, oder auch die seit 1643 erscheinenden Acta Sanctorum der Bollandisten[12]. Die einander überbietenden Neubearbeitungen dieser und ähnlicher Werke spiegeln bereits das neue Ideal der Vollständigkeit wider, das ihre Herausgeber im Unterschied zu den frühen Druckern beseelte: Dargeboten werden sollte unabhängig vom Wert des Einzelstücks möglichst alles, was sich in den vorgegebenen Rahmen zu fügen schien, und jedenfalls mehr als in den zuletzt erschienenen Sammelwerken. Seine höchste Steigerung erfuhr dieser Gedanke bekanntlich in der vielgescholtenen, aber bis heute im ganzen unersetzten Patrologie Jacques-Paul Mignes, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die gesamte lateinisch-christliche Literatur bis zur Höhe des Mittelalters in über 200 Bänden zusammentrug, die zeitweise im Monatstakt erschienen[13].

Die 1819 begründeten Monumenta Germaniae Historica[14] sind zunächst einmal als eine aus dem Geist jener Zeit geborene nationalgeschichtliche Variante unter diesen großen Quellensammlungen zu verstehen. Vollständiger denn je sollten die Schriftdenkmäler zur vaterländischen Geschichte des Mittelalters zusammengetragen und nach einheitlichen Maßstäben einem

---

Geschichte der Monumenta Germaniae Historica. Hg. von Michael LINDNER, Eckhard MÜLLER-MERTENS und Olaf B. RADER unter Mitarbeit von Mathias LAWO (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Berichte und Abhandlungen, Sonderband 2, 1997) S. 1–59, hier S. 15 Anm. 61.

11) Vgl. Notker HAMMERSTEIN, Reichshistorie, in: Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert. Hg. von Hans Erich BÖDEKER u. a. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 81, 1986) S. 82–104.

12) Vgl. Paul PEETERS, L'œuvre des Bollandistes (Académie Royale de Belgique. Classe des lettres, Mémoires in-8°, 2e série 54, 5, ²1961).

13) Vgl. A. G. HAMMAN, Jacques-Paul Migne. Le retour aux Pères de l'Eglise (Paris 1975); A. P. ORBÁN, Die Patrologie von Jacques-Paul Migne: Eine *Felix Culpa*. Leben und Werke eines leidenschaftlichen Verlegers, in: Media Latinitas. A collection of essays to mark the occasion of the retirement of L. J. Engels. Ed. by R. I. A. NIP u. a. (Instrumenta Patristica 28, 1996) S. 295–304.

14) Vgl. Harry BRESSLAU, Geschichte der Monumenta Germaniae historica (= Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 42, 1921); Horst FUHRMANN, „Sind eben alles Menschen gewesen". Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert. Dargestellt am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica und ihrer Mitarbeiter. Unter Mitarbeit von Markus WESCHE (München 1996).

umfassenden Plan folgend dargeboten werden. Der Freiherr vom Stein und seine Mitstreiter waren sich durchaus bewußt, daß ziemlich vieles davon längst schon einzeln publiziert und auch in frühere Sammelwerke eingegangen war, doch wollte man nun alles genauer, übersichtlicher und methodisch bedachtsamer präsentieren[15]. Die von Beginn an grundsätzlich erhobene Forderung, neue Editionen auf die Ermittlung und den Vergleich aller erreichbaren Textüberlieferungen zu stützen, ist in der Praxis nur zögernd eingelöst worden. Wenn sich die Monumentisten der ersten beiden Generationen vielfach doch damit begnügten, einen bereits vorhandenen Druck mit Hilfe einer eher zufälligen Auswahl von Handschriften nachzubessern, so waren dafür neben praktischen Schwierigkeiten und einem noch unvollkommenen Reflexionsstand über Textkritik offenbar auch Besorgnisse um einen zügigen Publikationsfortschritt der Monumenta maßgeblich[16]. Instinktiv hat man ein Problem erahnt, das dann mit dem unaufhaltsamen, von der Klassischen Philologie ausgehenden Siegeszug der historisch-kritischen Methode des Edierens unausweichlich heraufzog: Zu dem selbst gesetzten Ziel höchstmöglicher Vollständigkeit bei der Berücksichtigung der Quellen an sich kam die sachlogisch gewordene Notwendigkeit zur Würdigung sämtlicher Textzeugen[17], was das Arbeitsvolumen beträchtlich vermehrte, vor allem vor Beginn schwerer abschätzbar und im Extremfall komplexer Überlieferungslagen geradezu menschenunmöglich machte. Das von Max Weber mit klassischen Worten formulierte Wissenschaftsideal dessen, der „die Fähigkeit besitzt, sich ... hineinzusteigern in die Vorstellung, daß das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle dieser Handschrift richtig macht"[18], ein solches Ideal kann sich

15) Vgl. Ankündigung und Plan-Entwurf einer Sammlung der Quellen deutscher Geschichten des Mittelalters, in: Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 1 (1820) S. 9–52.

16) Vgl. Hartmut HOFFMANN, Die Edition in den Anfängen der Monumenta Germaniae Historica, in: Mittelalterliche Texte. Überlieferung – Befunde – Deutungen. Hg. von Rudolf SCHIEFFER (MGH Schriften 42, 1996) S. 189–232.

17) Vgl. Paul MAAS, Textkritik (Leipzig ^{3}1957); Sebastiano TIMPANARO, La genesi del metodo del Lachmann (Firenze ^{2}1981).

18) Max WEBER, Wissenschaft als Beruf (1917/19), in: DERS., Gesamtausgabe, Abt. I: Schriften und Reden 17. Hg. von Wolfgang J. MOMMSEN und Wolfgang SCHLUCHTER in Zusammenarbeit mit Birgitt MORGENBROD (Tübingen 1992) S. 80 f.; vgl. Horst FUHRMANN, Die Sorge um den rechten Text, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 25 (1969) S. 1–16, hier S. 12.

selbstredend nicht von einem bestimmten Zeitrahmen abhängig machen, der zum Bedenken des Problems vorgegeben ist. Der Hang zur Langwierigkeit, die tendenzielle Unabgeschlossenheit ist editorischem Arbeiten nicht seit allem Anfang eigentümlich, sondern eine Konsequenz der methodischen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts, die uns dazu verholfen haben, handschriftlich überlieferte Texte in einem nachprüfbaren Verfahren auf ihre älteste rekonstruierbare Gestalt, im Idealfall die Urfassung, zurückzuführen.

Das Dilemma, das sich hier auftut, hat die Monumenta Germaniae Historica, die ich im folgenden als mir naheliegendes Beispiel für eine ganze Anzahl ähnlich ausgerichteter Unternehmungen im Ausland und auf der landesgeschichtlichen Ebene auch im Inland nehme, zu unterschiedlichen Reaktionen herausgefordert. Da der wissenschaftliche Gewinn des historisch-kritischen Edierens auf der Hand lag und damit den gesteigerten Aufwand rechtfertigte, kam es mehr als zuvor auf einen beherrschbaren Zuschnitt der Aufgaben an, die man sich fürderhin stellte. Das führte zur bewußten Abkehr von den Folianten der Frühzeit mit dem gewissermaßen flächendeckenden Anspruch, die Scriptores oder die Leges ganzer Zeitabschnitte geschlossen vorzulegen; eher stillschweigend verzichtete man zugleich auf die Bearbeitung von Quellen mit exzeptionell breiter Überlieferung, deren kritische Edition entweder gar nicht erst versucht wurde oder bald im Sande verlief[19]. Während auf diese Weise gerade besonders einflußreiche Texte einer negativen Selektion der Machbarkeit anheimfielen, richtete sich das Augenmerk zunehmend auf Einzelquellen, die mit den gesteigerten methodischen Anforderungen eher kompatibel waren und nun gesondert in Reihen wie Scriptores rerum Germanicarum, Fontes iuris Germanici antiqui, Epistolae selectae, später auch Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters herauskamen, sobald sie einen Bearbeiter fanden. Daneben legte man speziellere, meist von bestimmten Überlieferungsformen abgeleitete Reihen wie die Libelli de lite, die Deutschen Chroniken oder die Staatsschriften des späteren Mittelalters auf Kiel, die den Gesichtspunkt der Vollständigkeit variabel zu handhaben gestatteten. Als weiterer Ausweg bot sich das Kriterium der relativen Seltenheit an, was bedeutet, die umfassende Sammlung etwa der mittelalterlichen Briefüberlieferung oder der lateinischen

19) Dazu gehören z. B. die pseudoisidorischen Fälschungen, das Decretum Burchards von Worms, die Papst-Kaiser-Chronik Martins von Troppau oder die Legenda aurea des Jacobus von Varazze.

Dichtung in den Epistolae und Poetae latini auf die frühen Jahrhunderte zu konzentrieren und sich damit abzufinden, daß jenseits einer bestimmten, nicht von vornherein festgelegten Zeitgrenze die Stoffülle Einhalt gebieten wird. Wo sich alle Restriktionen aus der Natur der Sache verboten wie bei der systematischen Erfassung der Königs- und Kaiserurkunden, die zunehmend als die Voraussetzung erfolgversprechender Echtheitskritik begriffen wurde, mußten entsprechend lange Bearbeitungszeiten und Lücken in Kauf genommen werden, die bis heute nicht behoben sind[20].

Jenseits aller Probleme einer überlieferungsgerechten Textherstellung liegt ein weiterer zeitraubender Aspekt moderner Editionsarbeit im stark gewachsenen Bedürfnis nach Kommentierung der dargebotenen Quelle. Wenn ich recht sehe, fließen hier ganz unterschiedliche Impulse ineinander, nämlich der verbreitete Wunsch nach rascher, punktueller Benutzbarkeit der Ausgabe an jeder beliebigen Textstelle, auf die folglich sämtliche einschlägige Information zu konzentrieren ist, aber auch die parallel zur allgemeinen Spezialisierung steigende Unübersichtlichkeit des Literaturangebots, die vermehrte Nachweise nahelegt, und gewiß auch, aus der Sicht des Bearbeiters, die famose Klaviatur von Rechercheinstrumenten aller Art, gedruckten wie elektronischen, die heutzutage zur Ermittlung erläuternder Sachverhalte geradezu einlädt. Blickt man etwas tiefer, so scheint es hier auch um den Platz heutiger Editionen im Gesamtverlauf der Erforschung der jeweiligen Texte zu gehen. Im 19. Jahrhundert brachten die Monumenta vielfach Ausgaben hervor, die eine intensive Beschäftigung mit den darin enthaltenen Quellen überhaupt erst in Gang brachten. Diese Vorreiterrolle ist da und dort auch noch bei Editionen unserer Zeit gegeben, die wie die Libri memoriales et Necrologia, die Ordines de celebrando concilio oder auch die Capitula episcoporum ein zuvor kaum beachtetes Forschungsfeld erschließen und vermessen[21]. In der überwiegenden Zahl der Fälle haben aber Quellenpublikationen, die heute erscheinen, auf einen bereits vorhandenen, d. h. ohne sie gewonnenen Forschungsstand zu reagieren und ihn je nach Sachlage durch verbesserte Textgestaltung, durch präzisierte quellenkritische Einordnung, durch

20) Zu Entwicklung und Stand der einzelnen Reihen vgl. das regelmäßig erscheinende Gesamtverzeichnis der MGH (zuletzt nach dem Stand vom Juli 1998).

21) Vgl. MGH Libri memoriales et Necrologia. Nova series, seit 1979 (bisher 5 Bde.); MGH Ordines de celebrando concilio. Hg. von Herbert SCHNEIDER (1996); MGH Capitula episcoporum, seit 1984 (bisher 3 Bde.).

geläuterte Echtheitsurteile zu transzendieren, was naturgemäß nicht ohne ein gewisses Maß an expliziter Kommentierung zu leisten ist. Zweifellos lauert hier aber auch die Gefahr des Übereifers, denn gerade in dieser Hinsicht sind zwingende Bedürfnisse nur schwer zu definieren.

Damit stehen wir bereits mitten in der Reflexion darüber, wieweit wir es am Ende des 20. Jahrhunderts gebracht haben und welche künftigen Wege sich abzeichnen. Gewiß kann man dazu in aller Bescheidenheit sagen, daß dank dem Fleiß und dem Scharfsinn vieler Generationen innerhalb und außerhalb der Monumenta Beträchtliches zur editorischen Erschließung oder doch wenigstens zur regestenmäßigen Erfassung der Quellen für zentrale Bereiche zumal des frühen und hohen Mittelalters vollbracht worden ist und daß nicht weniges davon als tatsächlich abschließende Leistungen betrachtet werden darf, mit denen im übrigen die deutsche Mediävistik seit langem auch im internationalen Maßstab besondere Ehre eingelegt hat. Die Gewöhnung an ein hohes Niveau der gedruckt zugänglichen Quellenaufbereitung bringt es mittlerweile mit sich, daß es höchst respektable und produktive Fachkollegen gibt, die sich in ihren Veröffentlichungen ausschließlich auf ediertes Material zu beziehen pflegen und für ihre konkreten Forschungen die elementaren Arbeitstechniken der Paläographie oder der Diplomatik faktisch gar nicht mehr benötigen. Man mag das wegen seiner Rückwirkungen auf die Schulung des wissenschaftlichen Nachwuchses bedenklich finden, doch ist die Entwicklung als solche natürlich mitnichten zu beklagen, belegt sie doch eindrücklich, daß die Vielzahl der vorliegenden Quellenpublikationen den beanspruchten Zweck erfüllt, die historische Forschung auf mannigfache Weise anzuregen und weiterzutreiben. Insofern kann es gar nicht anders sein, als daß sich im Laufe der Generationen der Schwerpunkt von der erstmaligen Präsentation der Befunde zu deren immer tiefer schürfender Auswertung verlagert. Es sind solche Erfahrungen, aus denen sich die selten klar ausgesprochene, unterschwellig aber durchaus verbreitete Vorstellung nährt, bei der Erschließung mittelalterlicher Quellen sei inzwischen eine gewisse Sättigung erreicht, das Verdauen des bereits Vorhandenen (um im Bild zu bleiben) verdiene längst den Vorrang vor dem Zubereiten immer weiterer mundgerechter Nahrung.

Ohne Frage ist richtig, daß der Vorrat an völlig ungedruckten und zugleich lohnenden Texten, bezogen auf die Zeit bis etwa 1200, ziemlich schmal geworden ist; vom 13. bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert schwillt er dann freilich gewaltig an, vor allem was Urkunden im weitesten Sinne

angeht, und berechtigt zu der eingangs getroffenen Feststellung, in rein quantitativer Betrachtung sei die Mehrheit der mittelalterlichen Quellen noch immer unpubliziert. Freilich fällt diese Materialfülle nach traditionellen Maßstäben ganz überwiegend nicht in die Zuständigkeit der Monumenta, sondern hat, soweit es sich um deutsche Geschichte handelt, vornehmlich die verschiedensten landesgeschichtlichen Institutionen, die Regesta Imperii oder auch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu beschäftigen. Tatsächlich kann man nur eindringlich wünschen, daß neue Wege gefunden werden oder wenigstens der bisherige Eifer nicht erlahmt, um bei regionalen Urkundenbüchern und Regestenwerken die zahlreich noch klaffenden Lücken zu mindern und zudem tiefer ins Spätmittelalter vorzudringen, was die notwendige Voraussetzung wäre für fundierte vergleichende Studien zur Verfassungs-, zur Sozial- und zur Kulturentwicklung in den verschiedenen Teilen des mittelalterlichen Deutschland oder gar Europa, ein methodisches Postulat, das in aller Munde ist, für dessen Ermöglichung jedoch entschieden zu wenig geschieht[22].

Wo sich die Gelegenheit zur erstmaligen Publikation einer wichtigen Quelle aus dem eigenen Zuständigkeitsfeld bietet, greifen aber auch die Monumenta weiterhin gerne zu, wie sich aus letzter Zeit an der Jüngeren Hildesheimer Briefsammlung des 12. Jahrhunderts[23], am Brief- und Memorialbuch des Passauer Domdekans Albert Behaim von 1246[24], an den Necrologien des Mindener Domkapitels aus dem 13. Jahrhundert[25], an der Kölner Weltchronik bis 1376[26] oder auch der Papst- und der Kaiserchronik des Wiener Theologen Thomas Ebendorfer[27] demonstrieren läßt. In allen

22) Vgl. Rudolf SCHIEFFER, Neuere regionale Urkundenbücher und Regestenwerke, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 127 (1991) S. 1–18.

23) Die Jüngere Hildesheimer Briefsammlung. Hg. von Rolf DE KEGEL (MGH Briefe der deutschen Kaiserzeit 7, 1995).

24) Das Brief- und Memorialbuch des Albert Behaim. Hg. von Thomas FRENZ und Peter HERDE (MGH Briefe des späteren Mittelalters 1, im Druck).

25) Necrologien, Anniversarien- und Obödienzenverzeichnisse des Mindener Domkapitels aus dem 13. Jahrhundert. Hg. von Ulrich RASCHE (MGH Libri memoriales et Necrologia. Nova series 5, 1998).

26) Die Kölner Weltchronik 1273/88–1376. Hg. von Rolf SPRANDEL (MGH Scriptores rerum Germanicarum, Nova series 15, 1991), ebenfalls zuvor ungedruckt: Die Weltchronik des Mönchs Albert 1273/77–1454/56. Hg. von Rolf SPRANDEL (MGH Scriptores rerum Germanicarum, Nova series 17, 1994).

27) Thomas Ebendorfer, Chronica pontificum Romanorum. Hg. von Harald

diesen Fällen besteht der Gewinn für die Forschung natürlich nicht bloß wie zur Zeit der Frühdrucke darin, ein weiteres Stück mittelalterlicher Überlieferung bequem zugänglich gemacht, sondern dies zugleich mit dem Grad an Aufbereitung getan zu haben, der von heutiger Forschung erwartet wird.

Ähnliche Chancen, bisher unpublizierte Quellen gleichsam auf einen Schlag ins volle Blickfeld der Forschung zu rücken, werden auch künftig zu nutzen sein, zumal die Erfahrung älterer wie neuerer Zeit schmerzlich gelehrt hat, daß grundsätzlich der Druck der sicherste Weg bleibt, um Handschriftliches vor dem potentiellen Untergang zu sichern. Aber aufs Ganze gesehen liegt der Schwerpunkt unseres Tuns im sechsten Jahrhundert nach Gutenberg nicht mehr auf Ersteditionen, sondern auf dem geduldigen Bemühen, mittelalterliche Quellen, die bereits irgendwo und irgendwie gedruckt sind, in verbesserter Gestalt neu herauszubringen. Statt einer systematischen Typologie der Gründe, die dazu von Fall zu Fall Anlaß bieten, sei eine Reihe von laufenden oder kürzlich abgeschlossenen Projekten mit ihrer spezifischen Zielsetzung kurz vorgestellt. Die Reichschronik des sog. Annalista Saxo aus dem mittleren 12. Jahrhundert wird derzeit für eine neue Edition vorbereitet, weil das in Paris liegende Autograph noch nie vollständig abgedruckt worden ist[28]. Bei der Denkschrift Hinkmars von Reims zum Ehestreit Lothars II.[29], bei den Historien Richers von Reims[30] und bei der Bamberger Weltchronik Frutolfs von Michelsberg[31] ging oder geht es darum, mit heutigen technischen Hilfsmitteln den graphischen Befund der einzigen, auf den Autor zurückgehenden Handschrift zu dokumentieren, weil dies vielerlei Rückschlüsse auf den Entstehungsprozeß dieser Werke, insbesondere die Vorlagenverarbeitung zuläßt. Die Gesetze Kaiser Fried-

---

ZIMMERMANN (MGH Scriptores rerum Germanicarum, Nova series 16, 1994). Eine entsprechende Ausgabe der Chronica regum Romanorum, ebenfalls von Harald ZIMMERMANN, ist in Vorbereitung.

28) Vgl. Klaus NASS, Die Reichschronik des Annalista Saxo und die sächsische Geschichtsschreibung im 12. Jahrhundert (MGH Schriften 41, 1996). Die entsprechende Ausgabe ist als Bd. 37 von MGH Scriptores in Vorbereitung.

29) Hinkmar von Reims, De divortio Lotharii regis et Theutbergae reginae. Hg. von Letha BÖHRINGER (MGH Concilia 4, Suppl. 1, 1992).

30) Richer von Saint-Remi, Historiae. Hg. von Hartmut HOFFMANN (MGH Scriptores 38, in Vorbereitung).

31) Die Chronik des Frutolf von Michelsberg und ihre Fortsetzungen, Teil 1: Die Chronik des Frutolf von Michelsberg. Hg. von Irene SCHMALE-OTT, Franz-Josef SCHMALE und Christian LOHMER (MGH Scriptores 33, 1, in Vorbereitung).

richs II. für sein Königreich Sizilien, bisher nur nach einzelnen Abschriften gedruckt, sind erstmals 1996 in kritischer Edition, d. h. unter vergleichender Ausschöpfung der gesamten Überlieferung, erschienen[32]. Früher unbekannte oder verschollene Handschriften, die zugänglich geworden sind, waren Grund genug zur Neubearbeitung der Viten der Königin Mathilde[33], der Mailänder Geschichte Arnulfs[34] oder auch der Chronik des Saba Malaspina, die bisher überhaupt nur bruchstückhaft gedruckt war[35]. Bei der Kapitulariensammlung des Ansegis von Saint-Wandrille vom Jahre 826/27 bestand die Herausforderung darin, durch Auswertung einer großen Zahl von frühen Handschriften die Verbreitungswege und die Variationsbreite des Textes zu dokumentieren, der zahlreiche Rezipienten fand[36], während es für die Neuausgabe von Flodoards Reimser Kirchengeschichte vornehmlich darauf ankam, exakt bis in das Druckbild hinein den Umgang des Autors mit dem reichlich verarbeiteten Archivmaterial seiner Kirche nachzuweisen[37]. Neben solchen Einzelvorhaben größeren und kleineren Zuschnitts ist nach wie vor von wesentlicher Bedeutung, daß ältere Reihen vorangetrieben und zum Abschluß gebracht werden, die auf die vollständige Sammlung und kritische Sichtung bestimmter Quellenkomplexe ausgerichtet sind. Die Concilia des 9. bis 11. Jahrhunderts[38], die Constitutiones des 14. Jahrhunderts[39] und die Diplomata der fränkisch-deutschen Herrscher, die derzeit

---

32) Die Konstitutionen Friedrichs II. für sein Königreich Sizilien. Hg. von Wolfgang STÜRNER (MGH Constitutiones 2, Suppl., 1996).

33) Die Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde (Vita Mathildis reginae antiquior – Vita Mathildis reginae posterior). Hg. von Bernd SCHÜTTE (MGH Scriptores rerum Germanicarum 66, 1994).

34) Arnulf von Mailand, Liber gestorum recentium. Hg. von Claudia ZEY (MGH Scriptores rerum Germanicarum 67, 1994).

35) Die Chronik des Saba Malaspina. Hg. von Walter KOLLER und August NITSCHKE (MGH Scriptores 35, 1999).

36) Die Kapitulariensammlung des Ansegis (Collectio capitularium Ansegisi). Hg. von Gerhard SCHMITZ (MGH Capitularia, Nova series 1, 1996).

37) Flodoard von Reims, Historia Remensis ecclesiae. Hg. von Martina STRATMANN (MGH Scriptores 36, 1998).

38) Zuletzt erschien: Die Konzilien der karolingischen Teilreiche 860–874. Hg. von Wilfried HARTMANN (MGH Concilia 4, 1998). In Arbeit sind ferner die Synoden von 875 bis 909 sowie von 962 bis 1059.

39) Derzeit im Druck: MGH Constitutiones et acta publica imperatorum et regum 6, 2: 1331–1335, Teil 2 (1332). Bearb. von Wolfgang EGGERT. Über Stand und Perspektiven des Vorhabens insgesamt vgl. den oben Anm. 10 genannten Sammelband.

vom 7. bis zum 13. Jahrhundert in verschiedenen Projekten in Arbeit sind[40], bringen nicht bloß weit verstreute Überlieferungen zwischen zwei Buchdeckel, sondern verschaffen sich dadurch erst die methodisch gebotenen Voraussetzungen zur Beurteilung und Einordnung jedes Einzelstücks.

Die individuelle Behandlung, die für die verschiedenartigen Objekte zu wählen ist, mag bereits andeuten, wie weit die Kunst des Edierens über die anfängliche Druckwiedergabe und bloße Einreihung in übergreifende Kontexte hinaus gediehen ist. Wir wollen mittlerweile nicht allein einen gesicherten, möglichst authentischen Wortlaut herstellen, sondern auch wissen, wie eindeutig er verbürgt ist und welche Alternativen die Wirkung der Quelle mitbestimmt haben können. Wir wünschen Aufschluß darüber, aus welchen Vorlagen und nach welchen stilistischen Mustern, gegebenenfalls mit bewußter Abwandlung, der Text erwachsen, womöglich im nachhinein verändert worden ist. Wir fragen nach Eigenart und Einzigkeit des Inhalts, also dem Verhältnis zu anderen Quellen derselben Zeit oder desselben Genres, und wir untersuchen, welche Verbreitung und Fortentwicklung, welche Leser und Rezipienten ein Text im Laufe der Jahrhunderte gefunden, warum er letztlich die Zeiten überdauert hat. Gewiß lassen sich nicht alle Aspekte jedesmal gleich gut erhellen, weshalb eben von Fall zu Fall ein je eigener Zuschnitt der Aufgabe gesucht werden muß, aber es wäre sinnlos, den erreichten methodischen Standard um bloßer Beschleunigung willen aufzugeben und damit auf Einsichten zu verzichten, die bei entsprechendem Nachbohren durchaus zu gewinnen wären. Schließlich geht es darum, die in weiten Bereichen des Mittelalters nicht mehr vermehrbaren Quellen soweit wie nur irgendmöglich zum Sprechen zu bringen, und dabei darf im Sinne echter Grundlagenforschung die aufzuwendende Mühe nicht von vornherein vom absehbaren Erkenntnisfortschritt abhängig gemacht werden. Ob der Händewechsel in einer Niederschrift, die kleine Unstimmigkeit in einer Datierung oder die ungewöhnliche Schreibweise eines Ortsnamens, die der Editor gewissenhaft ermittelt und festhält, jemals einem künftigen Forscher zum Baustein seiner historischen Argumentation dienen wird, ist zunächst

40) Derzeit im Druck: Die Urkunden Heinrich Raspes und Wilhelms von Holland. Hg. von Dieter HÄGERMANN und Jaap G. KRUISHEER unter Mitwirkung von Alfred GAWLIK, Teil 2: 1252–1256 (MGH Diplomata regum et imperatorum Germaniae 18, 2). Daneben wird an den Diplomata der Merowinger, Ludwigs des Frommen, Heinrichs V., Heinrichs VI., Friedrichs II., Konradins und Alfons' von Kastilien gearbeitet.

ganz ungewiß und in vielen Fällen eher unwahrscheinlich; dennoch muß dafür gleichmäßige Sorgfalt aufgewandt werden, weil sich immer wieder herausstellt, daß scheinbar nebensächliche Details solcher Art den Ausschlag für unverhoffte Einsichten geben können. So hat – um wenigstens ein paar aktuelle Beispiele zu nennen – die durch Einzeleditionen geschürte, immer gründlichere Durchforschung der theologischen und kanonistischen Fachprosa des 9. Jahrhunderts bis in die handschriftlichen Erscheinungsformen hinein eine neue Grundlage für das Verständnis der literarischen Produktion und des intellektuellen Austauschs im Karolingerreich geschaffen[41]. Es ist ebensowenig Zufall, daß die Beschäftigung mit dem Hof und dem persönlichen Umfeld Friedrich Barbarossas einen erheblichen Aufschwung genommen hat, nachdem seit 1990 die minutiöse Aufarbeitung der gesamten Urkunden des Stauferkaisers in fünf Bänden abgeschlossen vorliegt[42]. Und von der Breite und Tiefe historischer Kenntnisse im Spätmittelalter hätten wir gewiß weit besser fundierte Vorstellungen, wenn es in absehbarer Zeit gelänge, die weitverzweigten, wandlungsreichen Überlieferungen der Chronik Martins von Troppau und der Flores temporum editorisch zu durchdringen[43].

---

41) Vgl. BÖHRINGER (wie Anm. 29) S. 39 ff., 65 ff.; John MARENBON, Carolingian thought, in: Carolingian culture: emulation and innovation. Ed. by Rosamond MCKITTERICK (Cambridge 1994) S. 171–192; Hrabanus Maurus, De institutione clericorum libri tres. Studien und Edition von Detlev ZIMPEL (Freiburger Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte 7, 1996) S. 37 ff., 62 ff.; Das Konzil von Aachen 809. Hg. von Harald WILLJUNG (MGH Concilia 2, Suppl. 2, 1998); Hinkmar von Reims, De cavendis vitiis et virtutibus exercendis. Hg. von Doris NACHTMANN (MGH Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters 16, 1998); Die Streitschriften Hinkmars von Reims und Hinkmars von Laon 869–871. Hg. von Rudolf SCHIEFFER (MGH Concilia 4, Suppl. 2, im Druck).

42) Vgl. Friedrich Barbarossa. Handlungsspielräume und Wirkungsweisen des staufischen Kaisers. Hg. von Alfred HAVERKAMP (Vorträge und Forschungen 40, 1992); Kaiser Friedrich Barbarossa. Landesausbau – Aspekte seiner Politik – Wirkung. Hg. von Evamaria ENGEL und Bernhard TÖPFER (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte 36, 1994); Alheydis PLASSMANN, Die Struktur des Hofes unter Friedrich I. Barbarossa nach den deutschen Zeugen seiner Urkunden (MGH Studien und Texte 20, 1998).

43) Vgl. vorerst Anna-Dorothee VON DEN BRINCKEN, Studien zur Überlieferung der Chronik des Martin von Troppau (Erfahrungen mit einem massenhaft überlieferten historischen Text), in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 41 (1985) S. 460–531; 45 (1989) S. 551–591; 50 (1994) S. 611–613; Heike Johanna MIERAU – Antje SANDER-BIRKE – Birgit STUDT, Studien zur Überlieferung der Flores temporum (MGH Studien und Texte 14, 1996).

Seit über zehn Jahren entstehen neue Textausgaben der Monumenta auf elektronischem Wege, so daß inzwischen die Erfahrung von etwa 30 großen und kleineren Bänden vorliegt[44]. Sie besagt, daß die herkömmliche Unterscheidung zwischen der Ausgestaltung eines druckreifen Manu- oder Typoskripts durch den Editor und der anschließenden professionellen Herstellung eines Buches sich immer weiter verflüchtigt hat zugunsten eines integrierten Prozesses, bei dem der Bearbeiter zunehmend stärker von der Technik in die Pflicht genommen wird. Zweifellos gehört die Zukunft Systemen, bei denen einerseits schon von der ersten Textkollation an schrittweise das spätere Druckbild angebahnt wird und andererseits der jeweils erreichte Status bis zum letzten Augenblick reibungslos veränderbar bleibt. Inwieweit künftig auch bereits die Ausgangsbasis elektronisch gewonnen werden kann, hängt von der weiteren Entwicklung der Digitalisierung der Handschriftenphotographie und vom Erfolg der Bemühungen um automatische Schrifterkennung ab, die sich naturgemäß vorerst auf Material aus neuerer Zeit konzentrieren[45].

Ein ursprünglich kaum mitbedachter Nebeneffekt der elektronischen Buchproduktion liegt darin, daß die zugrundeliegenden Datensätze zusammengespielt und für die digitale Abfrage nach jeder beliebigen Einzelheit genutzt werden können. Eine solche elektronische Zweit- oder Parallelversion der Editionstexte von zunächst 20 Monumenta-Bänden, meist aus jüngster Zeit, ist 1996 auf CD-ROM erschienen und bildet den Auftakt zu

---

44) Vgl. allgemein die knappe Zusammenfassung von Gerhard SCHMITZ, Bücher oder Dateien – die MGH und die EDV, in: Geschichte als Argument. 41. Deutscher Historikertag in München 1996. Hg. von Stefan WEINFURTER und Frank Martin SIEFARTH (München 1997) S. 74–76.

45) Scanner-Technik und OCR-Programme haben in den letzten Jahren rasante Fortschritte gemacht, so daß die nahezu fehlerfreie Digitalisierung von nicht handgeschriebenen Texten in naher Zukunft kaum noch ein Problem darstellen wird. Erheblich größere Schwierigkeiten bestehen begreiflicherweise bei Handschriften, doch auch auf diesem Gebiet gibt es einschlägige Vorhaben: Hier sei nur das 'Abbreviationes'-Unternehmen angeführt, das der Bochumer Philosoph Olaf Pluta entwickelt hat und betreut. Fernziel dieses Projekts – derzeit ein elektronisches Wörterbuch mit ca. 50 000 Einträgen (und damit dem üblicherweise herangezogenen „Cappelli" um ein Mehrfaches überlegen) – ist ein „generalized transcriber", der Handschriften selbständig lesen und entziffern kann. In diesem Fall könnte man eine Handschrift auf den Scanner legen – das Programm würde einen entzifferten Volltext liefern. Informationen dazu: http://www.ruhr-uni-bochum.de/philosophy/projects/abbrev.htm.

dem umfassenden Vorhaben, nach und nach neben den nachwachsenden Neuerscheinungen auch alle älteren, seit 1826 im Bleisatz entstandenen Bände, soweit nicht durch jüngere MGH-Ausgaben überholt, elektronisch einzulesen mit dem Ziel einer einzigen Datenbank aller relevant gebliebenen Monumenta-Texte, die ganz ungeahnte Möglichkeiten der Texterschließung und des Textvergleichs eröffnen würde[46]. Vorbild ist das analoge und bereits vollständige Rechercheinstrument für das Corpus Christianorum, was besagt, daß gleich diesem allein die Editionstexte (vermindert um die Exponenten für den Variantenapparat und die Kommentarfußnoten) und nicht auch diese Apparate und Fußnoten, ebensowenig die Einleitungen der Editoren, etwaige Übersetzungen und Indices erfaßt werden[47]. Die Abfrage am Bildschirm führt also stets zu einer exakt bezeichneten Textstelle, für deren editorische Bewertung und Erläuterung der jeweilige Band konsultiert werden muß. Falls sich die für die Verbreitung gewählte CD-ROM-Technik auf weitere Sicht nicht bewähren sollte, bliebe die elektronische Umsetzung aller oder möglichst vieler Monumenta-Texte in jedem Falle als Gewinn an sich.

Über die intensivere Nutzung des bereits Vorhandenen oder ohnehin Entstehenden weit hinaus reichen Konzepte, die Ergebnisse editorischer Beschäftigung mit mittelalterlichen Quellen von vornherein auf elektronischem Wege in Umlauf zu bringen, also auf CD-ROM oder im Internet, wobei zu unterscheiden ist, ob dies der zeitlichen Überbrückung bis zur Publikation in Buchform dienen oder vollends an die Stelle eines gedruckten Bandes treten soll. Verwertbare Erfahrungen, zumal im Hinblick auf die langfristigen Aspekte, die gerade bei grundlegenden Texteditionen gebührende Beachtung verdienen, liegen verständlicherweise bislang so gut wie nirgends vor. Natürlich legt sich bei Projekten größeren Umfangs, die über Jahre hin verschiedene Entwicklungsstadien der Textkonstitution oder auch der wachsenden Sammlung von Einzeltexten durchlaufen und dabei konsequent elektronisch vorangetrieben werden, der Gedanke nahe, bereits mit Zwischenergebnissen hervorzutreten, um Außenstehenden einen gewissen

46) Zum derzeitigen Stand und Lieferumfang siehe das 'Gesamtverzeichnis' (wie Anm. 20) S. 60.

47) CETEDOC Library of Christian Latin Texts: CLCLT-3: Data Base for the Western Latin Tradition (2 CD-ROM und ein Beiheft von Paul TOMBEUR) (Turnhout 1996).

Zugang einzuräumen und gegebenenfalls auch ihr kritisches Benutzerecho auf dem weiteren Weg berücksichtigen zu können. Immerhin wäre die elektronische Kommunikation ja geeignet, die seit Gutenberg eherne Alternative zu überwinden oder doch zu relativieren, wonach ein Werk entweder überhaupt nicht oder unabänderlich erschienen ist. Die Monumenta sind daher dabei, bei einem Projekt in München, das der Erfassung der umfänglichen Überlieferung der Falschen Kapitularien des sog. Benedictus Levita gilt[48], und mittelbar bei dem Berliner Akademie-Vorhaben der Constitutiones Kaiser Karls IV. den Versuch einer elektronischen Vorab-Publikation von Teilergebnissen zu machen[49]. Sofern sich die technischen Probleme der Präsentation bewältigen lassen und das angestrebte Echo tatsächlich erzielt wird, ließen sich weitere Schritte denken. So könnte man bei präzise verabredeten technischen Standards von unterschiedlichen Orten aus arbeitsteilig am selben Vorhaben zusammenwirken und womöglich gemeinsam editorische Aufgaben in Angriff nehmen, die ob ihres Volumens in konventioneller Behandlungsweise als nicht realisierbar gelten, oder man könnte nach getaner Arbeit eine Unterscheidung treffen zwischen derjenigen Entwicklungsstufe, die man im Druck verewigt, und weiteren Versionen oder ergänzenden Materialien, die für Spezialisten elektronisch verfügbar gehalten werden[50].

Die dauerhafte Verfügbarkeit schließlich dürfte aus derzeitiger Sicht das hauptsächliche Bedenken sein, wenn Überlegungen angestellt werden, von einer gedruckten Fixierung überhaupt abzusehen und sich ausschließlich auf

---

48) Das Projekt wird von der DFG gefördert. Es zielt von vornherein auf eine elektronische *und* eine Buchausgabe, die Zwischenergebnisse werden noch während der Bearbeitungszeit im www einsehbar sein. Vgl. dazu die Skizze von Gerhard SCHMITZ, Die Neuausgabe der Pseudo-Kapitularien des Benedictus Levita – Ein Musterfall für eine „elektronische Edition"? (mit einer HTML-Demonstration), in: Concilium medii aevi. Zeitschrift für Geschichte, Kunst und Kultur des Mittelalters und der frühen Neuzeit 1 (1998), http://www.cma.d-r.de. Der genannte Artikel: http://www.cma. d-r.de/1-98/schmitz.pdf.

49) Die http-Adresse der Monumenta-Mitarbeiter bei der Berlin-Brandenburgischen Akademie lautet: www.bbaw.de/vh/mgh.

50) Dies trifft etwa auf das oben Anm. 48 genannte Benedictus Levita-Unternehmen zu und wird dort zumindest teilweise realisiert. Die Bearbeiter befinden sich z. B. in Tübingen und München, haben aber jederzeit Zugriff auf *sämtliche* Dateien des gesamten Unternehmens. Die Verfügbarkeit aller das Projekt betreffenden Materialien, die sich bei konventioneller Arbeitsweise nicht bewerkstelligen ließe, ist mithin gegeben, so daß die räumliche Trennung keinerlei Informationsverluste zur Folge hat.

ein elektronisches Informationsangebot zu konzentrieren. Gerade Editionen gehören ja nicht zu den zum alsbaldigen Verbrauch bestimmten Gütern und sollten auch weiterhin ihren Ewigkeitswert bewahren können, was bedeutet, daß die langfristige Haltbarkeit und Verwendbarkeit der technischen Geräte ebenso gewährleistet sein müßten wie die Kontinuität der Datenpflege auch über die Lebensspanne des Bearbeiters hinaus. Ob und um welchen Preis diese Bedingungen herzustellen sind, wird die Zukunft lehren.

Der rasante technische Wandel und die Aufmerksamkeit, die er sich in der täglichen Arbeit verschafft, drohen im übrigen mitunter den Blick zu trüben für das Unveränderliche der Aufgabe, die uns gestellt ist. Edieren bedeutet morgen wie gestern die möglichst allseitige, vor keiner Schwierigkeit ausweichende Auseinandersetzung mit einem konkreten Ausschnitt der historischen Überlieferung samt der form- und zeitgerechten Darbietung der Befunde zur weiteren Auswertung durch die Forschung. Es ist so gesehen in vielen Fällen auch kein einmaliges und dann erledigtes Geschäft, sondern etwas qualitativ Steigerungsfähiges, wie sich schon innerhalb der Monumenta an wiederholten Editionen desselben Textes ablesen läßt, und stellt im Grunde eine permanente Herausforderung zur Verbreiterung, Festigung, Durchdringung des Fundaments dar, auf dem alle historische Arbeit aufruht. Die einzelne Edition gelangt, so bleibt stets zu hoffen, früher oder später an ihr Ende; das Edieren selbst bewahrt seine kritische Funktion, solange es überhaupt eine quellenbezogene Geschichtswissenschaft gibt.